

**Michael Bahnerth: Golf ist besser als Sex**

Nummer 16 – 18. April 2019 – 87. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Das Neueste über Jesus**

Vieles, was wir zu wissen glauben, ist falsch.

*Von Pierre Heumann und Peter Ruch*

## **Der Staatsstreich von Lausanne**

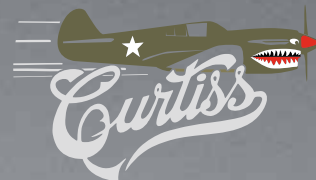
Das Bundesgericht entmachtet das Volk. Die Demokratie-Feinde jubeln.

*Von Urs Paul Engeler*

## **«Cassis wird kippen»**

Christoph Blocher über EU, Klima und Ostern. *Von Erik Ebnetter und Roman Zeller*





**B**  
**BREITLING**  
**1884**

#SQUADONAMISSION

**BREITLING BOUTIQUE**  
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE  
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH

**AVIATOR 8 B01 CHRONOGRAPH CURTISS WARHAWK**  
MANUFACTURE CALIBER B01  
CHRONOMETER-CERTIFIED



Als vor acht Jahren die Atommeiler von Fukushima explodierten, packte Kollege Alex Baur seine Reisetasche, um sich in Japan vor Ort selbst ein Bild zu machen. Zwei Jahre später gelang es ihm als einem der ganz wenigen ausländischen Journalisten, die Reaktorruinen einen Tag lang zu besuchen. Baur liess sich durch diverse Kernkraftwerke in verschiedenen europäischen Ländern führen, er sah sich Endlager an, sprach mit zahlreichen Fachleuten – Physikern, Ärzten, Ingenieuren, Ökonomen. Seine umfangreichen Recherchen lassen sich auf eine alles entscheidende Frage reduzieren: Ist die Atomenergie ein Fluch oder ein Segen für die Menschheit? In Fukushima wurde letzte Woche mit dem schwierigsten Teil des Rückbaus begonnen, der Bergung der geschmolzenen Brennstäbe. Höchste Zeit für eine Zwischenbilanz. **Seite 11**



**Gefahr verniedlicht:** Brand von Notre-Dame.

Beim Brand von Notre-Dame – die schlimmste Kulturschutzkatastrophe in Frankreich seit 1945 – wird im Moment ein terroristischer und krimineller Hintergrund weitgehend ausgeschlossen. Das Inferno macht aber bewusst, dass in Frankreich seit Jahren täglich drei Kirchen zum Opfer von Vandalen werden. Die Regierung und die Kirche selber haben dies systematisch verniedlicht. Das hat sich erst im Laufe dieses Jahres geändert: seit den antisemitischen Exzessen der Gelbwesten, den Schändungen jüdischer Friedhöfe und den Übergriffen auf Synagogen und Moscheen, die sehr viel besser geschützt sind als die Kirchen und in den Medien bedeutend mehr Resonanz fanden. **Seite 24**

Jesu Tod am Kreuz ist für die Kultur des Abendlands ein zentrales Ereignis. Aber über die Art und Weise, wie das Todesurteil vollstreckt wurde, war bisher wenig Konkretes bekannt. Der amerikanische Bibelforscher John Granger Cook hat zeitgenössische Quellen durchforstet, um sich ein Bild zu machen, wie im römischen Imperium gekreuzigt wurde. Da bei den Römern Kreuzigungen die häufigste Todesstrafe war, konnte Cook auf ein viel Material zurückgreifen. In Fachkreisen ist sein Buch ein Bestseller. Bei Laien hat es nicht die Aufmerksamkeit erfahren, die es verdient. Gerade zur Osterzeit sind Cooks Erkenntnisse eine Lektüre wert. **Seite 16**



«Wer ist der Gesetzgeber?»: Christoph Blocher.

Am Sonntagabend erreichte die schweizerischen Redaktionen eine Rundmail: «Einladung zur Medienkonferenz: Christoph Blocher steht Red und Antwort.» Nachdem die SVP in den vergangenen Wochen mehrere Wahlen verloren und in Zürich überraschend die Parteileitung ausgetauscht hatte, machte bereits das Wort von der «Blocher-Dämmerung» die Runde. Blocher selber schwieg lange und lehnte alle Interviewanfragen ab. Am Dienstag nun stellte er sich in Zürich den Fragen der Journalisten. Die *Weltwoche* traf ihn zuvor zum Gespräch bei sich zu Hause in Herrliberg. Von einer Krise seiner SVP wollte Blocher nichts wissen: «Es ist nicht die wichtigste Aufgabe einer Partei, in Wahlen gut abzuschneiden», sagte er. Lieber redete er über die «entscheidende Frage» für die Schweiz: «Wer ist der Gesetzgeber?» **Seite 32**

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:** Michael Bahnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller (*Volontär*)

**Redaktionelle Mitarbeiter:** Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann  
**Bildredaktion:** Jasmin Karim (*Assistentin*), Sebastian Scholz (*Assistent*)  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlag:**  
**Verlagsleiter:** Sandro Gianini  
**Anzeigenverkauf:** Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** weltwoche@jonlinio.com

**Betriebsleiter:** Guido Bertuzzi  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



# Donau-Flusskreuzfahrten

mit dem Luxus-Suitenschiff

MS Thurgau Ultra ❄️❄️❄️❄️+



Deluxe Suite (ca. 22 m²) mit franz. Balkon



Salon/Theatron



Wellness



## 1 Glanzlichter der Donau Passau–Budapest–Passau

8 Tage ab Fr. 990.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. VP)

- Tag Zürich/St. Margrethen–Passau** Individuelle Anreise zum Einsteigeort. Busfahrt nach Passau, Einschiffung und um 18.00 Uhr heisst es «Leinen los!».
- Tag Melk–Wien** Ausflug<sup>(1)</sup> zum barocken Benediktinerkloster Stift Melk. Weiterfahrt Richtung Wien. Am Abend Besuch eines klassischen Konzerts<sup>(2)</sup> oder individueller Besuch des Vergnügungsparks Prater.
- Tag Wien** Rundfahrt/-gang<sup>(1)</sup> durch die Kaiserstadt. Ausflug<sup>(2)</sup> zum Barockschloss Schönbrunn.
- Tag Budapest** Rundfahrt/-gang<sup>(1)</sup> durch die sehenswerte Hauptstadt Ungarns. Spaziergang<sup>(2)</sup> und Fahrten mit U-Bahn und Panoramastraszenbahn. Besuche von Markthalle und St. Stephan Basilika. Romantische Lichterrundfahrt<sup>(2)</sup> am frühen Abend.
- Tag Budapest–Visegrád** Ausflug<sup>(1)</sup> Puszta. Rundgang<sup>(2)</sup> Visegrád. Besichtigung Palast und Weinprobe.
- Tag Bratislava** Rundfahrt/-gang<sup>(1)</sup> und Fahrt zur imposanten Burg. Rundgang durch die wunderschöne Altstadt. Freie Zeit für eigene Erkundungen.
- Tag Dürnstein** Rundgang<sup>(1)</sup> durch den Weinort mit mittelalterlichem Stadtkern und Weinprobe.
- Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung, Busrückfahrt und individuelle Heimreise.

### Abreisedaten 2019 Es het solangs het Rabatt

21.06. 500	26.07. 600 (7)	13.09. 500	18.10. 1100
28.06. 500	16.08. 500	20.09. 500	
19.07. 600	23.08. 500	11.10. 800	



Bratislava

## 2 8-Länderfahrt zum Donaudelta Passau–Donaudelta–Passau

15 Tage ab Fr. 2890.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. VP)

- Tag Zürich/St. Margrethen–Passau** Individuelle Anreise zum Einsteigeort. Busfahrt nach Passau, Einschiffung und um 18.00 Uhr heisst es «Leinen los!».
- Tag Wien** Rundfahrt/-gang<sup>(1)</sup> durch die Kaiserstadt.
- Tag Puszta** Ausflug<sup>(1)</sup> Puszta mit Reitvorführung.
- Tag Belgrad** Rundfahrt/-gang<sup>(1)</sup>, Besuch der Festung.
- Tag Eisernes Tor** Passage der Kataraktenstrecke.
- Tag Bukarest** Ausflug<sup>(1)</sup> durch das «Paris des Ostens» mit Bauwerken wie Parlament und Triumphbogen.
- Tag Donaudelta** Rundfahrt<sup>(1)</sup> mit Ausflugsbooten oder Rundfahrt Delta intensiv<sup>(3)</sup> mit kleinen Schnellbooten. Ausflug<sup>(2)</sup> zum Schwarzen Meer.
- Tag Rousse** Rundfahrt/-gang<sup>(1)</sup> durch die Hafenstadt.
- Tag Eisernes Tor** Passage der Kataraktenstrecke.
- Tag Belgrad–Novi Sad** Ausflug nach Novi Sad<sup>(1)</sup>.
- Tag Mohács** Ausflug<sup>(1)</sup> ins mediterrane Pécs.
- Tag Budapest** Rundfahrt/-gang<sup>(1)</sup> und freie Zeit.
- Tag Bratislava** Rundfahrt/-gang<sup>(1)</sup> zur imposanten Burg und durch die wunderschöne Altstadt.
- Tag Weissenkirchen** Ausflug<sup>(1)</sup> zum Benediktinerkloster Stift Melk (UNESCO-Weltkulturerbe).
- Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung, Busrückfahrt und individuelle Heimreise.

### Abreisedaten 2019 Es het solangs het Rabatt

07.06. 1000 (6)	02.08. 1000	27.09. 1300
05.07. 1000	30.08. 1000	25.10. 2500



Pelikangruppe im Donaudelta

## MS Thurgau Ultra \*\*\*\*\*

Luxusschiff mit 53 Suiten und 7 Kabinen mit Platz für 120 Gäste. Alle Suiten mit Dusche/WC, Föhn, TV, Radio, Telefon und individuell regulierbarer Klimaanlage. Suiten auf Mittel- und Oberdeck mit franz. Balkon, Minibar und Safe. Mini Suiten (ca. 14 m²) und 2-Bettkabinen (ca. 12 m²) auf dem Hauptdeck mit nicht zu öffnenden Fenstern. Die Junior Suiten sind ca. 15.5 m² gross. Deluxe Suiten (ca. 22 m²) mit Sitzgruppe. Queen Suiten (ca. 30 m²) mit getrenntem Wohn-/Schlafbereich und Balkon. Zur Bordausstattung gehören Panorama-Restaurant, Panorama-Salon/Theatron, Wiener Café, Shop, Wellness/Fitness, Sonnendeck. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. **Nichtraucher-schiff** (ausser Smoker's Lounge und Sonnendeck).

**Leistungen:** Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Bustransfer Zürich Flughafen/St. Margrethen Bahnhofplatz–Passau v.v., Thurgau Travel Bordreiseleitung, Audio-Set bei allen Ausflügen

Preise p. P. in Fr. (vor Rabattabzug)	1	2
2-Bettkabine Hauptdeck	2090	4190
Mini Suite Hauptdeck <sup>(5)</sup>	2190	4290
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2490	4890
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon	2690	5290
Deluxe Suite MD, franz. Balkon <sup>(5)</sup>	2890	5690
Deluxe Suite Oberdeck, franz. Balkon <sup>(5)</sup>	3090	6090
Queen Suite Oberdeck, Privatbalkon <sup>(5)</sup>	3590	7090
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	190	390
Zuschlag Alleinbenutzung Junior Suite	990	1890
Ausflugspaket (6/11 Ausflüge)	190	390
Zuschlag Ausflug Donaudelta intensiv		45
Ausflug Schwarzes Meer	–	60
Versicherungen Allianz		auf Anfrage

### Weitere Reisen mit MS Thurgau Ultra \*\*\*\*\* Luxus-Suitenschiff MS Thurgau Ultra \*\*\*\*\*

- Basel–Trier–Basel **9 Tage ab Fr. 1590.–**
- Passau–Würzburg–Basel **9 Tage ab Fr. 990.–**
- Basel–Speyer–Basel **6 Tage ab Fr. 490.–**

Ab-Preise, günstigste Kategorie in Nebensaison inklusive Vollpension. Details im Internet.

(1) Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | (2) Fak. Ausflug vorab oder an Bord buchbar | (3) Gegen Aufpreis zum Ausflugspaket vorab buchbar | (5) Nicht zur Alleinbenutzung möglich  
(6) Nur noch wenige Kabinen verfügbar | (7) Fotopaket buchbar für Fr. 190.– | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: KD/River Chefs

Weitere Informationen oder buchen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Buchen oder Prospekt verlangen  
Gratis-Nr. 0800 626 550



Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden  
Tel. 071 552 40 00, [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)



# Klima-Wahn

Umweltpolitik: Ein rationaler Leitfaden in aufgeregten Zeiten.

Von Roger Köppel

Um es gleich mal klarzustellen: Ich bestreite nicht, dass es den Klimawandel gibt. Es gibt ihn seit Milliarden von Jahren, und er wird noch Milliarden von Jahren weitergehen.

Ich bestreite nicht, dass Kohlendioxid (CO<sub>2</sub>) ein wichtiges erwärmendes Treibhausgas ist und dass es immer mehr CO<sub>2</sub> in der Atmosphäre gibt.

Ich bestreite nicht, dass dieses CO<sub>2</sub> durch das Verbrennen fossiler Rohstoffe, also hauptsächlich durch menschliche Aktivität, freigesetzt wird.

Ebenso unbestritten ist, dass dieser menschliche CO<sub>2</sub>-Ausstoss einen Einfluss aufs Klima hat. Wie gross dieser Einfluss ist, darüber allerdings streiten sich die Wissenschaftler.

Was die Medien freilich verschweigen. Sie bringen nur die Alarmisten.

Als vorsichtiger Mensch rate ich davon ab, unnötige Risiken einzugehen. Deshalb finde ich es richtig, wenn wir darüber nachdenken, den CO<sub>2</sub>-Ausstoss einzudämmen.

Die Frage also ist: Was ist die richtige Klimapolitik? Was sollen wir mit Blick auf das menschengemachte CO<sub>2</sub> tun? Und zwar hier, in der Schweiz?

Um diese Frage zu beantworten, muss man die Zahlen sehen.

Die Menschen verbrennen fossile Rohstoffe. Sie setzen das darin eingespeicherte CO<sub>2</sub> frei. Es sind rund 35 Milliarden Tonnen weltweit pro Jahr.

Die grössten CO<sub>2</sub>-Produzenten sind: China mit rund 10 Milliarden Tonnen; die USA mit 5 Milliarden Tonnen; Indien mit 2,5 Milliarden Tonnen und Russland mit rund 2 Milliarden Tonnen.

Wichtig: Diese CO<sub>2</sub>-Weltmächte denken keine Sekunde daran, ihre Emissionen zu senken. Das ist aus politischen und wirtschaftlichen Gründen ausgeschlossen. Vergessen.

Wo steht die Schweiz? Ihr CO<sub>2</sub>-Ausstoss nimmt sich wie ein dünner Lufthauch aus: Es sind jährlich 3,6 Millionen Tonnen. Das ist rund ein Zehntausendstel des weltweiten menschengemachten CO<sub>2</sub>.

Man rechne: Fährt die Schweiz ihr CO<sub>2</sub> jährlich um zehn Prozent herunter, wäre dies ein Hunderttausendstel von dem, was China et cetera in die Luft blasen. Die Reduktion wäre volkswirtschaftlich folgenreich für die Schweiz, aber fürs Weltklima wirkungslos.

Das Gleiche gilt, wenn sich die Schweiz die Radikalforderungen der jungen Grünen oder



Klimawahnsinnige Heiligsprechung.

des FDP-Ständerats Ruedi Noser mit seiner Gletscher-Initiative zu eigen machte: Null CO<sub>2</sub> in der Schweiz hätte im Weltmassstab null Wirkung. Die Gletscher würden weiter-schmelzen, die Temperaturen weiter steigen.

Gross wäre hingegen die Wirkung solcher Massnahmen auf die Schweiz und ihren Wohlstand. Null CO<sub>2</sub> heisst Ausstieg aus der fossilen Energie, heisst Ausstieg aus der Industriegesellschaft, wie wir sie kennen. Es wäre der Einstieg in eine Energiezukunft der gewollten Heuchelei: Was wir an CO<sub>2</sub>-Schleudern zu Hause verbieten, holen wir uns durch Stromimporte aus ausländischen Kohlekraftwerken wieder in die Schweiz herein.

Aber lassen wir uns für einen Moment auf den grünen Gedanken ein: Die Schweiz verbietet Schweizer CO<sub>2</sub>. Wir Helden! Die minimalen Einsparungen würden allein durch das Bevölkerungswachstum in der Dritten Welt im Handumdrehen mehr als überkompensiert; ein Bevölkerungswachstum, das wir übrigens durch Entwicklungshilfe munter ankurbeln. Alle zwölf Jahre gibt es eine Milliarde Menschen mehr. Die Greta-bewegten Grünen blenden es aus.

Und klar: Die Milliarden in der Dritten Welt sehnen sich nach Mobilität wie wir. Können sie

sich die neusten Teslas leisten? Vermutlich nicht, aber selbst wenn sie es könnten: Woher kommt der Strom, nachdem wir die Kernenergie verboten haben? Kohle- und Gaskraftwerke müssen es richten, gigantische Schleudern, die in einem Jahr mehr CO<sub>2</sub> verbreiten, als die brave Schweiz in hundert Jahren einspart.

Die Grünen wenden jetzt ein: Aber wir haben doch die Erneuerbaren! Stimmt. Zum Beispiel die Windräder. Ein früherer NZZ-Kollege, Chef des Wissenschaftsteils, hat es ausgerechnet: «Wollte man die fossilen Energieträger durch grosse Windturbinen ersetzen, so müsste man rein theoretisch zirka 6 Milliarden davon aufstellen. Sie kosten mehrere Millionen Euro pro Stück.» Also kein Problem. Bloss: Wer hat mehrere Millionen Milliarden?

Spass beiseite. Die Windräder werden es nicht bringen. Sie liefern unzuverlässigen Flatterstrom. Will man Blackouts vermeiden, Tote und Produktionsausfälle infolge von Stromausfall, müssen wieder Gas- oder Kohlekraftwerke ran, um jederzeit einzuspringen. Diesen Wahnwitz an Energiepolitik nennt der Bundesrat seine Strategie.

Es bleiben die Solarzellen. Sonnenenergie klingt freundlich und sinnvoll, aber auch diese Hoffnung löst sich auf. Solaranlagen sind noch teurer als Windräder und liefern nachts gar nichts, im Herbst und Winter fast nichts. Wie soll sich eine hochentwickelte Industriegesellschaft darauf einstellen? Die Antwort lautet: Noch mehr Gas- und Kohlekraftwerke, noch mehr CO<sub>2</sub>.

Es geht nicht auf. Darüber täuscht auch die klimawahnsinnige Heiligsprechung Gretas nicht hinweg. Null CO<sub>2</sub>? Null Chance. Weltfremd.

Was haben der linke Schriftsteller Jonathan Franzen, der liberale Umweltaktivist Bjørn Lomborg und Russlands Präsident Wladimir Putin gemeinsam? Sie sind Realisten.

Auch sie machen sich Sorgen ums Klima, aber sie sind nicht bereit, ihren Verstand abzuschalten.

Putin sagt, der Klimawandel finde statt, er sei unabwendbar. Es habe aber keinen Sinn, sich dagegen mit unsinnigen Methoden aufzulehnen.

Putin hat recht. Besser ist es, sich auf den Klimawandel einzustellen, sich anzupassen, die Folgen abzuschätzen und die Massnahmen darauf auszurichten.

Weisheit beginnt mit der Einsicht, dass es unlösbar Fragen und Probleme gibt.

Der Klimawandel ist für viele ein Problem, für andere weniger. Aber selbst wenn wir uns die Befürchtungen der Alarmisten zu Herzen nehmen: Wir machen es uns nicht leichter, indem wir mildernde Technologien wie Kernenergie oder die Gentechnik verbieten.

Der Klimawandel ist vielleicht eine Katastrophe, die Ermordung der industriellen Gesellschaft ist mit Sicherheit eine.

Innere Schönheit braucht ein passendes Äusseres.

Plastisch-ästhetische Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



Frage der Mittel: zum Waffenrecht. Seite 40



Jetzt analytischer: Tiger Woods. Seite 56



## «Wir sahen das Chaos auf dem Kontinent.»

Historiker Ian Kershaw: Seite 48

## Titelgeschichte

- 16 **Neues über Gottes Sohn**  
Irrtümer über die Kreuzigung
- 20 **Was Jesu Wunder bedeuten**  
Tiefere Wahrheiten
- 22 **Wasser und Öl**  
Ratzingers Warnung

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentare** Brutale Anbiederung
- 10 **Geld** Jordans Drohung
- 10 **Israel** Netanjahus Trumpf
- 11 **Eilmeldung**  
Fukushima im Faktencheck
- 27 **Die chinesische Sicht**  
«Belt and Road Initiative»
- 28 **Mörgeli**  
Mythen und Wirklichkeit
- 28 **Bodenmann**  
Lieber Cannabis als Genua
- 29 **Medien** Medienopfer als Medientäter
- 29 **Die Deutschen** Nolde musste weg

## Inland

- 12 **Der Staatsstreich von Lausanne**  
Bundesrichter als Oberherren
- 32 **«Keine Angst, es geht auf Ostern»**  
Blocher über das Rahmenabkommen
- 36 **Verbrecher willkommen**  
Terroristen bleiben in der Schweiz
- 37 **Gnadenhof USA** Ungeliebte  
Funktionäre werden wegbefördert

- 40 **«Fast ein Sakrileg»**  
Die Schweiz hat kein Waffenproblem
- 41 **Die Schengen-Lügen**  
Ein Blick auf die damalige Debatte
- 42 **Freisinniges Einmann-Erdbeben**  
Liberaler Rebell Rimoldi
- 44 **Spiess-Hegglin's Karma**  
Wie sie ihre Widersacher verhöhnt
- 45 **Verstecktes Staatswachstum**  
Verdrängung im Gesundheitswesen
- 47 **Netzsicherheit für die Demokratie**  
Gefahren des E-Votings

## Ausland

- 24 **Fegefeuer über Frankreich**  
Zeichen für Macron
- 27 **Internationale Zusammenarbeit**  
Chinas Kooperationsplattform
- 48 **«Ewige Aussenseiter»**  
Tour d'Horizon mit Ian Kershaw
- 50 **Inside Washington**  
Heckenschützen
- 51 **Störfaktor Salvini**  
Populisten gegen Macrons EU-Vision

## Wirtschaft

- 38 **Das Karussell muss drehen**  
Online-Händler Brack

## Kultur & Gesellschaft

- 52 **Ikone der Woche**  
Julian Assange
- 54 **Besser als Sex**  
Lebensinhalt Golf

- 56 **Comeback-Kid**  
Tiger Woods ist wieder ganz oben
- 58 **Grenzen der offenen Gesellschaft**  
Kämpferische Toleranz

## Rubriken

- 9 **Im Auge** Mark Zuckerberg
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Herlind Kasner
- 30 **Leserbriefe**
- 30 **Darf man das?**
- 31 **Fragen Sie Dr. M.**
- 60 **Die Bibel** Auf den Tod zurückgekommen
- 60 **Film** «At Eternity's Gate»
- 61 **Jazz** Joe Lovano & Dave Douglas
- 62 **Thiel** Verantwortung
- 62 **Namen** Exodus der Adelsdamen
- 62 **Fast verliebt** Schwiegermütter
- 63 **Unten durch** Strümpfe
- 64 **Wein**  
Domaines Chevaliers Salgesch
- 64 **Salz & Pfeffer**  
Restaurant Musigny, Zürich
- 65 **Motorrad**  
Indian Chieftain Limited
- 66 **Tamaras Welt**  
Egotrip in der Trainerhose



EIN BLICK SAGT ALLES.

# DER NEUE RANGE ROVER EVOQUE



ABOVE & BEYOND



Der neue Range Rover Evoque fühlt sich auf unbefestigten Wegen genauso wohl wie in der Stadt und legt dabei die Leistungsfähigkeit eines echten Land Rover an den Tag. Sein Design weiss auf den ersten Blick zu gefallen, wobei seine unverkennbare Silhouette an ein Coupé erinnert. Mit seinen dynamischen Matrix-LED-Scheinwerfern und den animierten Blinklichtern setzt er in jeder Umgebung stilsichere Akzente. Sie sehen schon, der Evoque ist ein wahrer Blickfang.

**Jetzt bei Ihrem Land Rover Fachmann Probe fahren.**

[landrover.ch](http://landrover.ch)

Ständerats-  
kandidat



# Roger Köppel spricht

in allen 162 Gemeinden des  
Kantons Zürich! Mehr Infos auf  
[www.rogerkoepfel.ch](http://www.rogerkoepfel.ch)  
[www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

Ständeratskandidat Roger Köppel (SVP) wird bis zum Wahltag, dem 20. Oktober 2019, alle 162 Gemeinden im Kanton Zürich besuchen und mit der Bevölkerung direkt über die dringendsten Probleme unseres Landes sprechen.

Thema

**Für eine freie und weltoffene Schweiz:**

- Kein EU-Unterwerfungsvertrag
- Keine rot-grüne Klimadiktatur
- Schluss mit der masslosen Zuwanderung

Jedermann ist herzlich eingeladen. Kommen auch Sie! Lernen Sie Roger Köppel, Chefredaktor **DIE WELTWOCH**, in Ihrer Wohngemeinde kennen und diskutieren Sie mit. Sie können alles fragen.



**Frei und sicher.**

	Adlikon	12. April
	Adliswil	13. April
	Aesch (ZH)	13. April
	Aeugst am Albis	20. Mai
	Affoltern am Albis	21. Juni
	Altikon	18. Mai
	Andelfingen	18. Mai
	Bachenbülach	17. Mai
	Bachs	11. Mai
	Bäretswil	29. Mai
	Bassersdorf	15. Juni
	Bauma	12. Mai
	Benken (ZH)	22. Juni
	Berg am Irchel	10. Juli
	Birmensdorf (ZH)	24. Juni
	Bonstetten	27. Juni
	Boppelsen	5. Juli
	Brütten	6. Juli
	Bubikon	6. Juli
	Buch am Irchel	2. August
	Buchs (ZH)	11. Juli
	Bülach	12. Juli
	Dachsen	15. Mai
	Dägerlen	13. Juli
	Dällikon	30. August
	Dänikon	4. August
	Dättlikon	3. August
	Dielsdorf	11. August
	Dietikon	3. August
	Dietlikon	4. August
	Dinhard	5. August
	Dorf	7. August
	Dübendorf	29. Juni
	Dürnten	8. August
	Egg	9. August
	Eglisau	10. August
	Elgg	10. August
	Ellikon an der Thur	18. August
	Elsau	23. August
	Embrach	3. Juli
	Erlenbach (ZH)	15. August

	Fällanden	16. September
	Fehraltorf	17. August
	Feuerthalen	17. August
	Fiscenthal	18. August
	Flaach	1. September
	Flurlingen	24. August
	Freienstein-Teufen	19. August
	Geroldswil	22. August
	Glattfelden	24. August
	Gossau (ZH)	28. August
	Greifensee	29. August
	Grüningen	15. Juni
	Hagenbuch	22. Juni
	Hausen am Albis	4. September
	Hedingen	12. September
	Henggart	5. September
	Herrliberg	7. September
	Hettlingen	7. September
	Hinwil	8. September
	Hittnau	8. September
	Hochfelden	9. September
	Hombrechtikon	14. September
	Horgen	14. September
	Höri	15. September
	Humlikon	15. Oktober
	Hüntwangen	19. September
	Hüttikon	20. September
	Illnau-Effretikon	21. September
	Kappel am Albis	21. September
	Kilchberg (ZH)	22. September
	Kleinandelfingen	23. September
	Kloten	27. September
	Knonau	28. September
	Küsnacht	28. September
	Langnau am Albis	29. September
	Laufen-Uhwiesen	29. September
	Lindau	2. Oktober
	Lufingen	3. Oktober
	Männedorf	4. Oktober
	Marthalen	16. Juni
	Maschwanden	6. Oktober

	Maur	12. Oktober
	Meilen	9. Juli
	Mettmenstetten	11. Oktober
	Mönchaltorf	19. Oktober
	Neerach	17. August
	Neftenbach	10. Oktober
	Niederglatt	19. Juli
	Niederhasli	5. Oktober
	Niederweningen	28. September
	Nürensdorf	12. Oktober
	Oberembrach	16. Juli
	Oberengstringen	13. Oktober
	Oberglatt	13. Oktober
	Oberrieden	14. Oktober
	Oberweningen	18. Oktober
	Obfelden	1. Juni
	Oetwil am See	13. Juni
	Oetwil an der Limmat	1. Juni
	Opfikon	23. Juni
	Ossingen	2. Juni
	Otelfingen	2. Juni
	Ottenbach	1. Juli
	Pfäffikon	5. Oktober
	Pfungen	10. Mai
	Rafz	30. Juni
	Regensberg	11. September
	Regensdorf	23. Juni
	Rheinau	18. Juli
	Richterswil	30. Juni
	Rickenbach (ZH)	4. Juni
	Rifferswil	12. Juni
	Rorbas	3. Juni
	Rümlang	14. Juli
	Rüschlikon	14. August
	Russikon	18. Juni
	Rüti (ZH)	11. Mai
	Schlatt (ZH)	15. Juli
	Schleinikon	5. Mai
	Schlieren	16. Oktober
	Schöfflisdorf	19. Mai
	Schwerzenbach	19. Juni

	Seegräben	12. Oktober
	Seuzach	25. Mai
	Stadel	6. Mai
	Stammheim	6. Oktober
	Stäfa	19. Oktober
	Stallikon	14. Juli
	Steinmaur	17. Juni
	Thalheim an der Thur	24. Mai
	Thalwil	18. September
	Trüllikon	11. Mai
	Truttikon	13. Juli
	Turbenthal	13. September
	Uetikon am See	11. August
	Utikon	11. Juni
	Unterengstringen	10. September
	Urdorf	17. Juli
	Uster	14. Juli
	Volken	9. Oktober
	Volketswil	12. Mai
	Wädenswil	1. August
	Wald (ZH)	22. September
	Wallisellen	6. September
	Wangen-Brüttisellen	20. Juli
	Wasterkingen	19. Mai
	Weiach	15. Juni
	Weiningen (ZH)	25. September
	Weissingen	8. Oktober
	Wettswil am Albis	6. August
	Wetzikon	13. Juli
	Wiesendangen	26. September
	Wil (ZH)	21. Juli
	Wila	26. Juni
	Wildberg	19. Oktober
	Winkel	5. Oktober
	Winterthur	15. September
	Zell (ZH)	1. Oktober
	Zollikon	15. April
	Zumikon	7. Oktober
	Zürich	27. Mai



# Brutale Anbiederung

Von Rico Bandle — Das Gemeinste, was Erwachsene rebellierenden Jugendlichen antun können, ist, ihnen ständig recht zu geben.



Zeit der Loslösung.

Die Welle der Klimaproteste ist noch nicht abgeebbt, da beginnen die ersten Analysen über diese Jugendbewegung. Die Experten, die selber noch die 80er-Bewegung miterlebt haben oder gar noch von den 68ern beeinflusst sind, staunen darüber, wie brav die Jugendlichen heute aufbegehren: Schick gekleidet gehen sie auf die Strasse, um danach im Starbucks einen überbeuerten Vanilla Latte zu trinken. Erstmals bei einer grösseren Jugendbewegung gibt es keine rebellische Musik, die der Identitätsstiftung und der Abgrenzung dient. Die Teilnehmer beschimpfen keine Politiker, sondern suchen den Dialog. Eltern und Lehrer sind nicht ihre Gegner, sondern ihre Verbündeten.

Selbst wenn die Klimajugend gegen das Establishment hätte ankämpfen wollen, es wäre nicht gegangen: Denn das Establishment applaudierte stets artig, setzte sich dafür ein, dass Schulschwänzen fürs Klima keine Konsequenzen hat, gab sich einsichtig, wenn nicht gar unterwürfig. «Ja, ihr habt ja recht, unsere Generation hat versagt.»

Die Elterngeneration biedert sich bei den Jugendlichen an wie noch nie und meint, ihnen damit einen Gefallen zu tun. Das Gegenteil ist der Fall: Jungen Menschen auf diese Weise die Möglichkeit zur Rebellion zu nehmen, ist das Gemeinste, was man ihnen antun kann.

Die Pubertät ist die Zeit der Loslösung. Die Jugendlichen provozieren, nehmen von den Eltern gegenteilige Ansichten an, überschreiten Regeln und Grenzen. Das ist völlig normal, sogar notwendig, so mühsam dies für die Eltern auch ist. Dass die Erwachsenen dann über die Jugendlichen lamentieren, gehört zum Lauf des Lebens. Gerne wird in diesem Zusammenhang der altgriechische Philosoph Sokrates zitiert, auch wenn die Quellenlage alles andere als gesichert ist: «Die Jugend liebt den Luxus. Sie hat schlechte Manieren, verachtet die Autorität, hat keinen Respekt vor älteren Leuten und schwatzt, wo sie arbeiten soll.»

## Der Pubertät beraubt

Heute ist das anders. Sich über die Jugend aufzuregen, entspricht nicht mehr dem Zeitgeist. Im Gegenteil. Die Eltern wollen so sein wie ihre Kinder, buhlen mit allen Mitteln um deren Zuspriechung. Für pubertierende Jugendliche eine unmögliche Situation: Hören sie rebellische Musik, finden die Eltern diese auch cool, haben sie ein neues soziales Netzwerk für sich entdeckt, so vergnügen sich bald auch Erwachsene darauf, wollen sie die Schule für eine Demonstration schwänzen, setzen sich die Lehrer für sie ein. Sie können sich noch so bemühen, aufzubegehren geht fast nicht mehr, obschon dies ein essenzieller Teil des Ablösungsprozesses wäre.

Die Pubertät ist die prägendste Zeit des Lebens. Wie man in jener Zeit verbotene Dinge tut, wie man sich Autoritäten entgegenstellt, davon zehrt man ein Leben lang. Die heutigen Jugendlichen werden um solche Erfahrungen gebracht, ja beraubt. Wie sollen sie noch Grenzen überschreiten, wenn ihnen die Eltern keine Grenzen setzen? Wie können sie den Erwachsenen widersprechen, wenn diese ihnen immer recht geben? Wie wollen sie sich von ihnen abgrenzen, wenn diese alles grossartig finden, was sie machen? Wenn die Eltern ihre Kinder sogar an Demonstrationen begleiten?

Gewisse Mütter und Väter gehen heute so weit, ihren Sprösslingen das erste Tattoo zu bezahlen und mit ihnen einen Joint zu rauchen, im Glauben, dies stärke das Verhältnis.

Die Klimabewegung wird in die Geschichte eingehen als erste grössere Jugendbewegung, die von den Erwachsenen durch Zustimmung erstickt wurde. Eine sehr effiziente Art – viel effizienter und friedfertiger jedenfalls, als mit Wasserwerfern und Gummigeschossen gegen sie vorzugehen. Aber trotzdem eine viel brutālere.

# Sorry, Leute



Mark Zuckerberg, 1-Dollar-Mann.

Was zum Teufel muss Mark Zuckerberg tun, dass ihn die Leute nicht für den genialen, gefährlichen Zauberlehrling, sondern einfach für einen tollen, netten, grosszügigen Kerl halten? Darum, um das Spiel mit Sympathie, ging es ihm schon damals, als er Facebook erfand, das er noch «FaceMash» nannte: einen Beliebtheitswettbewerb von Gesichtern, der das Computersystem in Harvard über Nacht lahmlegte. Er entschuldigte sich für den Coup, den er als *improper*, unsachgemäss, bezeichnete, und verliess die Uni mit neunzehn; er konnte ihr nichts mehr beibringen. Nun häufen sich Forderungen nach strengerer Regulierung sowie Anklagen gegen seine bedrohliche Cyber-Weltherrschaft, gegen den unkontrollierten Datenbasar, Hasskampagnen, Fake News und Steuerflucht, und er sagt nur zögerlich «sorry».

Zuckerberg ist 62 Dollar-Milliarden schwer und noch keine 35. Das Problem, dass er für einen durchtriebenen Nerd gehalten wird, verleitete ihn zu einer Charmeoffensive. Er besuchte innert eines Jahres sämtliche fünfzig US-Bundesstaaten, fischte in Alaska mit Fischern, berührte in Wisconsin leibhaftige Rinder, und am Ende wurde ihm das als Testlauf für eine Präsidentschaftskandidatur ausgelegt. Seine Popularitätswerte waren so tief wie zuvor.

Er tritt für ein bedingungsloses Grundeinkommen ein. Bei Facebook nimmt er einen symbolischen Dollar Jahresgehalt. Allein der Aufwand für seine Sicherheit – etwa, wenn er irgendwo joggt im blauen Leibchen (er ist teilweise farbenblind, Blau nimmt er wahr) – und für den Schutz seiner Familie verschlingt 22 Millionen Dollar. Er fasst jedes Jahr einen guten Vorsatz: 365 Meilen traben. 25 Bücher lesen. Das eigene Haus mit künstlicher Intelligenz einrichten. Mandarin lernen (obwohl China Facebook aussperrt). 2010 kündigte er im Verein mit Bill Gates und Warren Buffett an, die Hälfte des Privatvermögens zu spenden. 2015 waren es schon 99 Prozent des Eingemachten, das das Ehepaar Zuckerberg in einer Stiftung einfro. Eine Investorengruppe versucht jetzt, den skandalgeschüttelten als CEO zu stürzen. Peter Hartmann

## Jordans Drohung

Von Florian Schwab — Der Chef der Nationalbank liebäugelt mit noch tieferen Negativzinsen.

Thomas Jordan erregt international Aufsehen mit seiner Aussage, die Schweizerische Nationalbank (SNB) könne den Negativzins von derzeit Minus 0,75 noch weiter drücken: «Wir betonen immer den Punkt, dass wir Raum haben, um die Zinsen noch weiter herabzusenken», sagte der SNB-Präsident an der Frühjahrstagung von Weltbank und Währungsfonds in Washington anlässlich einer gemeinsamen Pressekonferenz mit Finanzminister Ueli Maurer und Wirtschaftsminister Guy Parmelin (beide SVP).

Pikant an dem Auftritt ist auch die gewählte Bühne. Schliesslich ist es der Internationale Währungsfonds (IWF), der seit Jahren an Techniken laboriert, wie die Notenbanken den Zins weit in den negativen Bereich treiben könnten. Vor wenigen Wochen lancierten IWF-Ökonomen die Idee, Buchgeld auf dem Konto nur noch mit einem prozentualen Abschlag in Bargeld umzuwandeln.

Nach bisherigem Verständnis ist eine untere Grenze für den Zins dann erreicht, wenn es billiger wird, Banknoten einzulagern und zu versichern, statt sie auf dem Konto zu halten. Als Faustregel gilt, dass die Lager- und Versicherungskosten für Bargeld in grossem Stil, aufbewahrt in Tausendernoten, knapp ein halbes Prozent des verwahrten Wertes betragen. Bei Minimalzinsen unter Minus 0,5 Prozent kommen institutionelle Anleger also in Versuchung, Bargeld zu horten.

### Weiches Bargeldverbot

Als weltweit einzige Notenbank, die deutlich weiter im roten Bereich ist, ist die SNB so etwas wie ein internationaler Versuchsballon. Sie hat die Flucht ins Bargeld bislang durch ein weiches Bargeldverbot unterbunden. Laut Kennern der Materie besteht eine informelle Obergrenze von 10 Millionen Franken für Bargeldbezüge von der SNB. Wer mehr will, muss sich erklären und sich beispielsweise darauf gefasst machen, dass die Nationalbank die Stückelung in Tausendernoten verweigert. Es ist auch schon vorgekommen, dass die wenigen Unternehmen für Bargeldtransporte in der Schweiz einem einlagerungswilligen Kunden aus mysteriösen Gründen die Dienstleistung verweigerten.

Je tiefer der Zins gesenkt wird, desto schärfere Waffen muss die Nationalbank einsetzen, um die Abwanderung ins Bargeld zu bekämpfen. Insofern ist Thomas Jordans Äusserung in Washington als Drohung aufzufassen.

## Netanjahus Trumpf

Von Urs Gehrig — Schwarzenegger, Bush, Trump: John McLaughlin hat sie alle zum Sieg begleitet. Das Rennen mit Netanjahu war indes so knapp, dass sich der Demoskop zu einer Überraschung überreden liess.

Leute in seinem Metier brüten im Reich der surrenden Computer über Zahlen und Statistiken. Nichts scheuen sie mehr als das Rampenlicht. Nun aber befand sich John McLaughlin plötzlich vor laufender Kamera. Etwas entrückt sass er neben Benjamin Netanjahu. Es war fünf vor zwölf. Buchstäblich. Bald würden die Wahllokale öffnen. Die Wiederwahl des israelischen Premiers stand auf Messers Schneide.

Netanjahu ergriff das Wort: «Ich möchte euch das schockierende Resultat unseres Umfragechefs John McLaughlin anvertrauen.» Dann blickte er auf den Mann im Sweater, der mit belegter Stimme sprach: «Herr Premierminister, in diesem Moment verlieren wir das Ren-



Präziseste Daten: McLaughlin, Netanjahu (r.).

nen, denn neun Prozent Ihrer Partei und andere Rechts-Wähler denken, Sie werden gewinnen, und sie wollen zu Hause bleiben.»

Was folgte, war ein Wahlkrimi, wie ihn Israel selten erlebt hat. Nach Schliessung der Wahlurnen erklärten sich Rivale Benny Gantz und Netanjahu beide zu Siegern. Schliesslich entschied ein paar tausend Stimmen zugunsten des amtierenden Premiers, der im Jubelgeschrei seiner Anhänger seinen fünften Wahlsieg feierte.

Zu diesem Zeitpunkt war McLaughlin wieder in die Kulissen abgetaucht. Die meisten hatten sich seinen Namen nicht gemerkt. Und kaum jemand weiss, dass er Netanjahu bereits 2015 zum Sieg verholfen hat.

War die Dramatik vor der Kamera gespielt? McLaughlin atmet durch. «Am Wahltag war prächtiges Wetter. Viele gingen an den Strand. Alles entscheidend war, dass wir unsere Wähler an die Urnen holten», sagt er der *Weltwoche*, «irgendwo in Europa» am Telefon sitzend.

McLaughlin ist längst weitergezogen. So wie er es immer tut nach vollbrachter Tat. In die nächste Stadt. Zum nächsten Klienten. McLaughlin ist ein Meister-Demoskop. Dutzende Politiker hat der Amerikaner zum Triumph begleitet. Unter ihnen klingende Namen wie Arnold Schwarzenegger, Jeb Bush oder Viktor Orbán. Seinen grössten Erfolg fuhr er für Donald Trump ein. Im Unterschied zur Konkurrenz hatte McLaughlin die präzisesten Daten. So konnte er den Tycoon in die entscheidenden Schlachten navigieren.

So knapp wie jetzt in Israel war es selten. Der Premier habe früh und solide in den Umfragen geführt. Dann schlossen sich sechs Wochen vor der Wahl seine Gegner zusammen. Wenig später der nächste Dämpfer. Der Generalstaatsanwalt erhob Anklage gegen Netanjahu wegen Bestechlichkeit, Betrug und Veruntreuung. «Wir mussten uns zurück ins Rennen kämpfen. Der Premier wurde persönlich massiv angegriffen. Er konnte sich behaupten, indem er auf seinen enormen Leistungsausweis baute.»

Und er hatte einen Trumpf. Den Mann im Weissen Haus. Netanjahu porträtierte sich als engen Freund des US-Präsidenten. Auf gigantischen Plakaten prangten die beiden von Häu-

serfassaden, die Hände umklammert wie einen Schraubstock. «Netanjahu, in einer anderen Liga», stand auf dem Banner. Als Trump gewählt wurde, habe Netanjahu zu McLaughlin gesagt: «Das wird grossartig, jetzt habe ich endlich jemanden, mit dem ich zusammenarbeiten kann.» So kam es. Die Verschiebung der US-Botschaft nach Jerusalem. Die Aufkündigung des Iran-Abkommens. Die Anerkennung der Golanhöhen als Teil Israels. Alles Wind in die Segel Netanjahus.

Bald geht es in den USA von neuem los. Wie es aussieht, zählt Trump wieder auf Siegbringer McLaughlin. «Wirklich interessant» sei diesmal, «dass die Demokraten extrem unpopuläre Positionen vertreten». Sie tendieren in Richtung Sozialismus. «Wenn sie daran festhalten, wird Präsident Trump deutlich wiedergewählt.»

Das Interview mit John McLaughlin über seinen Sieg mit Netanjahu und über den neuen US-Wahlkampf ist nachzulesen auf Englisch unter [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch).



# Fukushima im Faktencheck

Von Alex Baur — Mit der Bergung der geschmolzenen Brennstäbe hat der Rückbau der Reaktorrüinen von Fukushima das kritische Stadium erreicht. Zeit für eine Schadensbilanz.



Niemand wurde durch die Strahlung getötet: Premier Abe im verwüsteten Atommeiler, April 2019.

In den drei havarierten Meilern des Kernkraftwerks Fukushima Daiichi haben in diesen Tagen Spezialisten mit der Bergung der Brennstäbe begonnen. Der Rückbau der Reaktorrüinen in Japan tritt damit in eine entscheidende Phase. Immerhin ist inzwischen einigermaßen absehbar, welcher Schaden beim bislang einzigen «grössten anzunehmenden Unfall» (GAU) in einem Kernreaktor westlicher Bauart zu erwarten ist – und wovor wir uns nicht zu fürchten brauchen.

**Naturkatastrophe** — Am 11. März 2011 tötet ein Tsunami an der Ostküste Japans gegen 20 000 Menschen; 130 000 Häuser und rund 470 Quadratkilometer Kulturland werden zerstört. Die Überflutung verursacht bei drei Atommeilern von Fukushima Daiichi (es sind die ältesten im Land) eine Kernschmelze; alle Reaktoren neuerer Bauart in der Gegend (Tokai, Onagawa, Fukushima Daini) überstehen die zum Teil noch höhere Flutwelle unbeschädigt. Nach dem Austritt radioaktiver Stoffe werden auf einem Gebiet von 60 Quadratkilometern rund 165 000 Einwohner evakuiert. Akute Verstrahlungen werden keine registriert.

**Evakuierung** — Der Radius der Sperrzone beträgt heute, acht Jahre nach dem GAU, noch fünf Kilometer; rund 30 000 Evakuierte dür-

fen bis heute nur tagsüber in ihre Häuser zurückkehren. Ausserhalb dieser Kernzone wurden 95 Prozent des Geländes so gereinigt, dass die Grenzwerte eingehalten werden. Von den 46 758 Mitarbeitern, die sich in den ersten fünf Jahren auf dem Gelände der zerstörten Reaktoren aufhielten, haben 173 eine Strahlendosis von über 100 Millisievert (Grenzwert im Katastropheneinsatz) erhalten. Gemäss den Untersuchungen von Uno-Gremien (UNSCEAR, WHO, IAEA) wurde durch die Strahlung aber niemand getötet oder ernsthaft verletzt. Die

---

## Eine Verseuchung des Trinkwassers wurde nirgends festgestellt.

---

Autobahn, die quer durch die Sperrzone an den zerstörten Meilern vorbeiführt, ist wieder frei befahrbar. Eine Verseuchung des Trinkwassers wurde nirgends festgestellt.

**Langzeitfolgen** — Ein erhöhtes Krebsrisiko muss gemäss den Uno-Untersuchungen niemand befürchten. Es wurde auch keine Zunahme von Missbildungen bei Neugeborenen registriert (dies deckt sich, entgegen einem hartnäckigen Mythos, mit den Erkenntnissen aus Langzeituntersuchungen in Tschernobyl,

Hiroshima und Nagasaki). Wie schon in Tschernobyl kamen die Uno-Experten zum Schluss, dass die Evakuierung mehr gesundheitliche Schäden (Depressionen, Suchtverhalten, Suizide etc.) verursacht hat, als von der Strahlung zu erwarten gewesen wären.

**Finanzen** — Die japanische Regierung schätzt den gesamten Schaden inzwischen auf 187 Milliarden Dollar. Der Rückbau und die Entschädigungen an die Anwohner schlagen mit je rund 70 Milliarden zu Buche, der Rest wird für die Entsorgung der verseuchten Böden veranschlagt. Ein Atomausstieg käme die Volkswirtschaft allerdings teurer zu stehen. Nach dem GAU wurden alle 42 japanischen Kernkraftwerke zur Prüfung heruntergefahren, die meisten stehen still bis heute. Die Ausgaben für Öl-, Gas- und Kohleimporte stiegen in der Folge um jährlich 30 bis 50 Milliarden Dollar.

**Versicherung** — Formell haftet der staatliche Stromriese Tepco für den Schaden, doch über Stromgebühren und Steuern wird am Ende die Allgemeinheit zahlen. Die extrem geringe Wahrscheinlichkeit eines extrem hohen Schadens führt dazu, dass Kernkraftwerke als nicht versicherbar gelten. Noch schlechter versichert sind die Staudämme in den Alpen, die ein noch grösseres Zerstörungspotenzial in sich bergen. Da alle etwa gleichermassen vom Strom profitieren, wird das Risiko sinnvollerweise auf die Allgemeinheit verteilt.

**Lehren für die Schweiz** — Auslöser der Kernschmelze in Fukushima war ein Totalausfall des Kühlsystems, es wurde vom Tsunami weggeschwemmt. Obwohl ein Dammbrech in den Alpen zu einer vergleichbaren Überflutung führen könnte, wäre das gleiche Szenario in der Schweiz nicht möglich. Die Kühlsysteme sind durch Bunker geschützt, und selbst wenn es zur Kernschmelze käme, würden so genannte passive Sicherungen und die Schutzhülle (*containment*) den Austritt von radioaktivem Material verhindern. Gemäss einer Studie des Bundesamtes für Bevölkerungsschutz (Babs) aus dem Jahr 2015 birgt eine mehrmonatige «Strommangellage» im Winter die grösste Bedrohung für die Schweiz in sich; die Folgen eines längeren Blackouts wären ähnlich verheerend wie die eines nuklearen GAUs, aber zehntausendmal wahrscheinlicher.

**Globale Trends** — Wenige Wochen nach dem GAU von Fukushima erklärten die Regierungen in der Schweiz und in Deutschland den Atomausstieg. Die panische Wende lässt sich in beiden Ländern nur mit den anstehenden Wahlen erklären. Weltweit liegt die Kernenergie aber nach wie vor im Trend. Fünfzig neue Kernkraftwerke befinden sich zurzeit im Bau, allein in China wurden im letzten Jahr sieben neue Atommeiler in Betrieb genommen.

# Der Staatsstreich von Lausanne

Von Urs Paul Engeler — Die Bundesrichter machen Abstimmungsverlierer zu Siegern und schwingen sich auf zu Oberherren im Schweizerhaus. Die Feinde der direkten Demokratie jubeln.



*Das Übel beginnt mit der CVP.*

Die funktionierende Demokratie als selbstbestimmtes Programm autonomer Bürger basiert auf vier Prinzipien: erstens auf der freien Rede, zweitens auf der ungehinderten Stimmabgabe, drittens auf der korrekten Auszählung und viertens auf der fairen Akzeptanz der Ergebnisse. Die lebendige Demokratie funktioniert als System, das sich selbst regulieren kann. Verletzt ein Akteur eine dieser Grundregeln, so muss und kann die gute Ordnung wiederhergestellt werden, abermals im demokratischen Ringen um neue gültige Entscheide. Eine weisere Instanz, die legitimiert wäre, als Oberschiedsrichterin einzugreifen und Prozesse und Resultate nachträglich aus scheinbar höchster Warte zu bewerten und umzudrehen, gibt es nicht, braucht es nicht in der echten Demokratie.

Jede Intervention von aussen ist autoritär und schädigt das System der Selbstverwaltung nachhaltig.

Das Dekret von fünf Bundesrichtern, die Abstimmung über die Volksinitiative der CVP «Für Ehe und Familie – gegen die Heiratsstrafe» zu annullieren, ist zugleich anmassend und fatal. Der Spruch entwertet die Entscheidungskraft des souveränen Bürgers, gibt einem Spieler, der sich nicht an die vier demokratischen Prinzipien gehalten hat, recht und setzt so ein Kolloquium unter ein paar Juristen über einen intensiven, öffentlich ausgetragenen Prozess mit endgültigem Mehrheitsentscheid. Dass das Lausanner Quintett der Versuchung nicht widerstehen konnte, die Allmächtigen zu spielen im Staate, war zu erwarten gewesen. Auch Bundesrichter sind ganz schwache Menschen. Fast unerträglich hingegen ist, dass diese Machtverschiebung von der öffentlichen Urne in die Richterstube medial noch beklatscht wird. Die Selbstentmündigung hat eine neue Grenze überschritten.

Das Übel beginnt mit der CVP. Die Partei, die im dogmatischen Katholizismus wurzelt und immerzu Mühe hatte mit der liberalen Gesellschaft, wollte nicht anerkennen, dass im Februar 2016 immerhin 55 072 mehr Bürger nein als ja sagten zu ihrer Initiative. Dass sie das Verdikt zu revidieren versuchte, war zwar ihr gutes Recht. Doch demokratiepolitisch korrekt wäre gewesen, wenn sie den Kampf für die Sache, die ihr wichtig war, mit den Instrumenten der Politik (neue Initiative, parlamentarische Vorstösse) weitergeführt hätte.

## Richterliche Inhaltskontrollen

Stattdessen eilte sie zu den Richtern und verletzte als renitente Verliererin das vierte Gebot der Demokratie. Der Anlass zu diesem Tabubruch war zudem nichtig. Der Ausgang der Abstimmung (50,8 Prozent Nein- zu 49,2 Prozent Ja-Stimmen) nach einer heftigen



Auseinandersetzung um Ehebegriffe, Steuern und Finanzen ist nämlich ein durchaus übliches, auf jeden Fall kein äusserst knappes Resultat. Drei von mehreren Beispielen aus jüngerer Zeit belegen dies: Die SVP-Initiative «gegen den Asylmissbrauch» scheiterte 2002 mit einer Differenz von nur 4208 Stimmen; das Radio- und Fernsehgesetz (RTVG) schaffte 2015 die Hürde mit einem minimalen Plus von lediglich 3696 Stimmen; mit dem biometrischen Pass ausgerüstet werden die Schweizer dank eines hauchdünnen Ja-Überschusses von gerade mal 5680 Stimmen.

Demokratiepolitisch ist der Stimmenabstand zwischen den gegnerischen Lagern ohnehin kein entscheidendes Kriterium: Werden die Prinzipien der freien Stimmabgabe und der korrekten Ermittlung der Voten eingehalten – und das wird im aktuellen Fall auch gar nicht bestritten –, so ist selbst ein Ergebnis mit der minimalsten Differenz 1 zu bestätigen. Das gilt in jedem Gremium, bei jeder Versammlung, bei allen Urnengängen. Punkt.

Die CVP und mit ihr das Richtergrremium ziehen das relativ klare Ergebnis gegen die Initiative in Zweifel, indem sie einen anderen Teil des demokratischen Prozesses nachträglich anprangern wollen: den der freien Willensbildung. Tatsächlich tippen sie dabei auf einen wunden Punkt, der sich in den letzten Jahren zu einem eigentlichen institutionellen Schandfleck entwickelt hat. Die behördliche Information vor Urnengängen ist zu einem Monstrum gewuchert, das Entscheidungen dominieren kann. Allerdings kritisieren die fünf scheinheiligen Richter nicht etwa die immer dreistere Einmischung der Bundesbehörden in die Abstimmungskämpfe, wie einige SVP-Politiker sich nun vorschnell freuen, sondern den Umstand, dass Bundesrat und Verwaltung falsche Zahlen in Umlauf gebracht haben. Nicht etwa das stete Trommelfeuer aus Bern sei zu rügen und zu ahnden, halten, wohlgermerkt, die Richter fest, sondern nur das verwendete Propagandamaterial. Richterlich geprüft werden die Inhalte der politischen Auseinandersetzung.

### Urnengang korrekt, Urteil falsch

Auch damit liegen sie grundfalsch. Sie attackieren das erste demokratische Prinzip: die Freiheit der Rede. In der lebendigen Demokratie dürfen jede Frau, jeder Mann, jede Partei, jede Organisation und jedes Lobby-Grüppchen behaupten, meinen, erklären, publizieren und prognostizieren, was immer sie wollen, selbst Unsachliches, Einseitiges, Falsches, gar Absurdes. Es obliegt immer dem politischen Gegner, die vorgebrachten Argumente und Zahlen zu kritisieren, zu kontern, zu entkräften. Nur in diesem harten und offenen Spiel aller Kräfte und Ideen kann der interessierte Bürger sich ungehindert orien-

tieren, nur so können schliesslich fundierte Entscheide reifen.

Dass die Propagandastellen des Bundes sich in dieser Auseinandersetzung eine privilegierte Sonder- und Machtstellung «erarbeitet» haben, ist ein Missstand, der politisch korrigiert werden müsste. Dass dies noch nicht geschehen ist, zeigt indes, dass die Schmerzgrenze offenbar noch nicht erreicht ist. Zudem beweist die Erfahrung, dass auch «Bundesbern» nicht immer als Sieger aus dem Abstimmungslokal schreitet, dass diese Definitionsmacht durchaus gebrochen werden kann, und zwar von links (Unternehmenssteuerreform III) wie von rechts («Altersvorsorge 2020» oder Zuwanderung). Ganz offensichtlich ist es in ihrem Fall der schwächlichen CVP nicht gelungen, genügend Bürgern das «richtige» Ausmass der «Heiratsstrafe» und den Sinn ihrer Ehe-Initiative aufzuzeigen. Die Partei hätte die offensichtlich falschen Zahlen des Bundes gar zum grossen Thema im Abstimmungskampf machen und als wirkungsvolle Waffe gegen die verlogene Propaganda einsetzen können. Mit einem solchen *case* hätte sie die Stimmbürger womöglich auf ihre Seite gezogen. Daran gehindert hat sie niemand. Somit ist die Niederlage selbst verschuldet. Und nach allen geltenden Regeln korrekt und definitiv.

Dass die Exponenten der Partei jammernd zu den Richtern rannten, kann als Akt des Frustabbaus noch halb verstanden werden. Dass das Oberste Gericht aber in das unfaire Spiel eingestiegen ist, die Versager zu Helden macht und – per Mehrheit, nicht einmal in Einstimmigkeit – den demokratischen Prozess annulliert, ist schlicht unverständlich, liegt aber, wie noch zu zeigen ist, im gefährlichen Trend.

Zunächst ist nochmals unzweideutig festzuhalten, dass der Richterspruch, auf dessen schriftliche Ausformulierung gespannt gewartet werden darf, demokratiepolitisch nicht begründet werden kann: Weder wurde im Abstimmungskampf je ein Argument unterdrückt, noch wurde ein Urnengänger behindert, noch hat ein Amt falsch gezählt. Und ob die falschen Bundeszahlen den Volksentscheid wirklich beeinflusst haben, kann niemand beweisen, auch das Quartett der Scharfrichter nicht. Die Lausanner Richter bewegen sich faktenfrei im grenzenlosen Raum von Mutmassungen, Annahmen und «Möglichkeiten», wie sie selbst erklärten.

### Widersinnige Wirkung

Ihr Entscheid ist nicht nur willkürlich und falsch; er ist auch völlig unsinnig. Denn eine Volksabstimmung kann nicht einfach im Massstab eins zu eins wiederholt werden. Zu viele politische und demografische Faktoren haben sich nach drei, vier Jahren markant verändert: Jährlich sterben über 60 000

Schweizer, ungefähr gleich viele rücken jeweils in die stimm- und wahlberechtigten Jahrgänge nach. Das Elektorat wandelt sich und mit ihm die öffentliche Meinung. Neue Ereignisse schaffen neue Themen. «Man kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen» (Heraklit).

Bleibt den Kopfschüttelnden nur die Frage: Warum also lässt das Bundesgericht sich zu einem Entscheid hinreissen, der unbegründet, unrealistisch und damit widersinnig ist? Es geht um die Macht im Staat. War bisher mit der Auszählung der letzten Stimmen die Sache entschieden, so beanspruchen nun die Gerichte das Recht auf das letzte Wort. Sie massen sich an, auf Beschwerden hin (die sich nach diesem Dambruch häufen werden) die Inhalte der politischen Auseinandersetzung zu prüfen – allenfalls zu verurteilen und die Ergebnisse langjähriger Debatten mit einem Federstrich zu annullieren. Jedes Plakat, jedes Inserat, jede Zahlenreihe, jedes Argument kann künftig der Anlass dazu sein. Der schändliche Schlag gegen die offene Gesellschaft ist der sichtbare Übergang zum Richterstaat. Die Eidgenossenschaft wird nicht länger von der

---

## Die Eidgenossenschaft wird nicht länger von der Urne aus regiert.

---

Urne aus regiert, auch nicht von «Bern oben», sondern von den dunkel getäferten Zimmern aus im Lausanner «Mon Repos», von Leuten, die in einem wenig transparenten Verfahren von einer Gerichtskommission des Parlaments ausgewählt wurden, einen unangreifbar-unabhängigen Status beanspruchen und die öffentliche Diskussion weitgehend scheuen.

### Sonderzone Politjustiz

Die vielen Feinde und Relativierer der direkten und lebendigen Basisdemokratie freut das ungemein. Staatsrechtler wie der in Basel dozierende Markus Schefer plädieren seit Jahren dafür, die unfügsamen Demokraten in verbindliche völker- und andere enge rechtliche Fesseln zu legen. Er wertet die neue Machtposition des Bundesgerichts – folgerichtig pervers – denn auch als «Stärkung der Demokratie» und die Vorhängung nationaler Maulkörbe als «wichtiges Zeichen für die politische Kultur».

Klarer kann man's nicht sagen: Der Präzedenzfall ist ein entscheidendes Element eines schleichenden Staatsstreichs: Die neue «politische Kultur» verlangt, dass die Freiheiten des Redens und Handelns sukzessive eingeschränkt, dass die Kompetenzen von unten nach oben verschoben werden, vorzugsweise in die Sonderzone einer hohen politischen Justiz, die abschliessend urteilen darf und keine Widerrede mehr zulässt.

## Personenkontrolle

### Parmelin, Sommaruga, Bigler, Boesch, Silberschmidt, Zanetti, Schawinski, Balthus, Thiam, Scheidt, Franziskus, Stüssi

Guy Parmelin, Geheimnisträger, sprach in einer Bundesratssitzung jüngst Sätze von grosser Tragweite. Es war wieder einmal die Rede von den vielen Informationen, die unter Verletzung des Amtsgeheimnisses den Weg aus dem Bundesratsszimmer fänden. Diesen Indiskretionen will der Wirtschaftsminister begegnen, indem er künftig in allen Fällen Anzeige erstattet. Die Worte des SVP-Bundesrates entfalteten allerdings kaum Wirkung. Denn in den darauffolgenden Tagen drangen vertrauliche Informationen aus der Bundesratssitzung an die Medien und an die Öffentlichkeit – zum Beispiel zum Lohn des neuen Schweizer Verteidigungsattachés in Washington. (hmo)

Simonetta Sommaruga, Schutzpatronin, hat neuerdings als Vorsteherin des Verkehrsdepartements auch Post und Eisenbahn unter ihren Fittichen. Die SP-Bundesrätin lobte an der Sitzung der Geschäftsprüfungskommission vom letzten Montag die Staatsbetriebe in den höchsten Tönen. Wer anlässlich des jährlichen Aufsichtsberichts in der Kommission erwartet hätte, dass es eine *Chropfleerete* wegen des Subventionsskandales bei Postauto oder der maroden Bahninfrastruktur und der Schüttelzüge geben würde, der sah sich enttäuscht: Ziele und Vorgaben erfüllt, wenn nicht gar übertroffen! So lautete das fromme Verdikt der Bundesrätin. Anwesende wunderten sich, dass Sommaruga angesichts der strahlenden Bilanz nicht die Gründung weiterer Staatsbetriebe anregte. (fsc)

Hans-Ulrich Bigler, Hans-Jakob Boesch und Andri Silberschmidt, triumvirale Überzeugungsgemeinschaft, waren aufgeboten, um den widerspenstigen Jungfreisinnigen Kanton Zürich den richtigen FDP-Weg zu weisen. Der Nationalrat, der kantonale Parteipräsident sowie der parteifolgsame Präsident der nationalen Jungpartei wollten die Mitgliederversammlung der Zürcher Jungsektion von einem Ja zur Staf-Vorlage und zum Waffengesetz bewegen. Für zweimal Nein warb mit SVP-Nationalrat Claudio Zanetti ein Parteifremder. Die extra angereiste Parteitroika verlor auf der ganzen Linie: Deutlich wurde zweimal die Nein-Parole gefasst. (jst)

Roger Schawinski, Medienopfer, kann sich beim besten Willen nicht erklären, warum er in den letzten Tagen einen Shitstorm über sich ergehen lassen musste. In seiner Talksendung



Verlor auf der ganzen Linie: Nationalrat Bigler.



Frommes Verdikt: Bundesrätin Sommaruga.



Rundungsdifferenz: CS-Chef Thiam.

im Schweizer Fernsehen mit Salomé Balthus hatte er die philosophierende Prostituierte mit der Aussage konfrontiert, dass Damen ihres Gewerbes überdurchschnittlich Opfer sexueller Gewalt in der Kindheit geworden seien. Und mit der Frage nachgedoppelt, ob dies auf sie auch zutrefte. Kurz danach wurde Balthus Opfer ihres eigenen Erinnerungsvermögens und als Kolumnistin bei der *Welt* entlassen. Denn die deutsche Tageszeitung war Opfer ihres Falschzitats geworden. Derweil jammert Opfer Schawinski: «Ich hätte nie gedacht, dass man mich nach einer sehr langen Medienkarriere vor allem an einem einzigen Satz aufhängen will, den ich nie gesagt habe.» Nun, Schawinski wird auch diese opferreiche Episode überleben. Denn er gehört zu jenen Menschen, die kein Opfer scheuen, das für sie dargebracht wird. (mō)

Tidjane Thiam, Zahlenakrobat, hatte offenbar keine Freude daran, dass die *NZZ am Sonntag* seinen Lohn für 2018 in einem Artikel mit 13 Millionen Franken auswies. Jedenfalls pochte er auf eine Klarstellung, welche das Blatt auch brav vornahm: «Richtig ist, dass die Vergütung 12,65 Millionen Franken für den CEO [...] be-



Tragweite: Bundesrat Parmelin.



Achtung Falschzitat: Opfer Schawinski.

trägt.» Durch das Herumreiten auf der Rundungsdifferenz trägt die Grossbank dazu bei, dass das Thema vor der Generalversammlung Ende April so richtig im Gespräch bleibt. Der Präsident der Bankiervereinigung, Herbert J. Scheidt, versucht es mit einer anderen Strategie. Der *Aargauer Zeitung* beschied er am Rande des Sechseläutens barsch: «Zum Thema Löhne möchte ich nichts sagen.» Als Vontobel-Präsident verdiente Scheidt letztes Jahr 3 Millionen Franken, pardon, 2,615 Millionen. (fsc)

Papst Franziskus, Katholik, dürfte es gar nicht gefallen, was seine Berner Kirchenleute personalpolitisch aufgleisen: Kürzlich verpflichtete die katholische Kirchgemeinde Bern mit dem früheren Juristen des Verbandes öffentlicher Verkehr, Alexander Stüssi, einen neuen Geschäftsführer. Die Wahl hat allerdings einen kleinen Schönheitsfehler. Der Bernburger ist nach eigenen Aussagen praktizierender Protestant. Ein Protestant als Manager für Berns Katholiken? Das hört sich etwas schräg an. Aber der katholischen Kirchenverwaltung Berns geht es offenbar wie der CVP Schweiz: Beiden gehen langsam die Katholiken aus. (hmo)



## Nachruf

**Herlind Kasner (1928–2019)** — Das Leben der Mutter von Bundeskanzlerin Angela Merkel liess sich wie die Musterbiografie einer Deutschen ihrer Generation – mit einem markanten Bruch allerdings. Herlind Kasner, geborene Jentzsch, kam in der Freien Stadt Danzig als Tochter einer Lehrerfamilie zur Welt. Ihr Vater war Mitte der 1930er Jahren für das Volksschulwesen der Stadt verantwortlich und verstarb früh. Die junge Herlind verblieb mit ihrer ostpreussischen Mutter in der Gegend, bis die beiden 1944 nach Hamburg evakuiert wurden, wo Herlind ihren späteren Mann Horst Kasner kennenlernte, einen Pastor und engagierten Sozialisten. In diesen Nachkriegsjahren entdeckte sie ihre Berufung als Lehrerin, studierte Englisch und Latein.

Am 17. Juli 1954 kam ihre Tochter Angela zur Welt. Einige Wochen danach unternahm Herlind Kasner mit ihrem Mann einen ungewöhnlichen Schritt: Sie zogen aus dem Westen in die DDR nach Brandenburg – entgegen dem Strom. Drei Jahre später zogen sie in die Kleinstadt Templin, die heute als Heimatstadt Merkels gilt.



*Evangelische Tugenden:* Kanzlermutter Kasner.

Herlind Kasner und ihr Mann führten ein zwiespältiges Leben im Sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaat. Als Frau eines Pastors durfte sie nicht an einer staatlichen Schule unterrichten, sie engagierte sich dafür mit ihrem Mann in der Ausbildung von Seelsorgern. Dennoch war die Familie im politischen Establishment

akzeptiert. Sie liess sich zwar nicht in den Spitzelapparat einbinden, genoss aber im Vergleich zu anderen DDR-Bürgern materielle Vorteile.

Mit der Wende änderte sich das Leben der Herlind Kasner. Sie zog als SPD-Abgeordnete in den Gemeinderat von Templin. Doch nach einiger Zeit verliess sie die SPD und lehrte bis ins hohe Alter Sprachen.

Herlind Kasner verkörperte die evangelischen Tugenden. Sie galt als ausserordent-

---

### Das politische Leben ihrer prominenten Tochter verfolgte sie genau.

---

lich fleissig und gewissenhaft, als nüchtern und zurückhaltend. Das politische Leben ihrer prominenten Tochter verfolgte sie zwar genau, aber ohne sich in den Medien dazu zu äussern. Ihr Verhältnis zu ihrer ältesten Tochter Angela war angeblich sehr eng, aber beide hielten Privates und Öffentliches strikt getrennt. Merkel liess sich trotz der letzten hektischen Brexit-Woche keine Spur von Trauer anmerken. *Rolf Hürzeler*



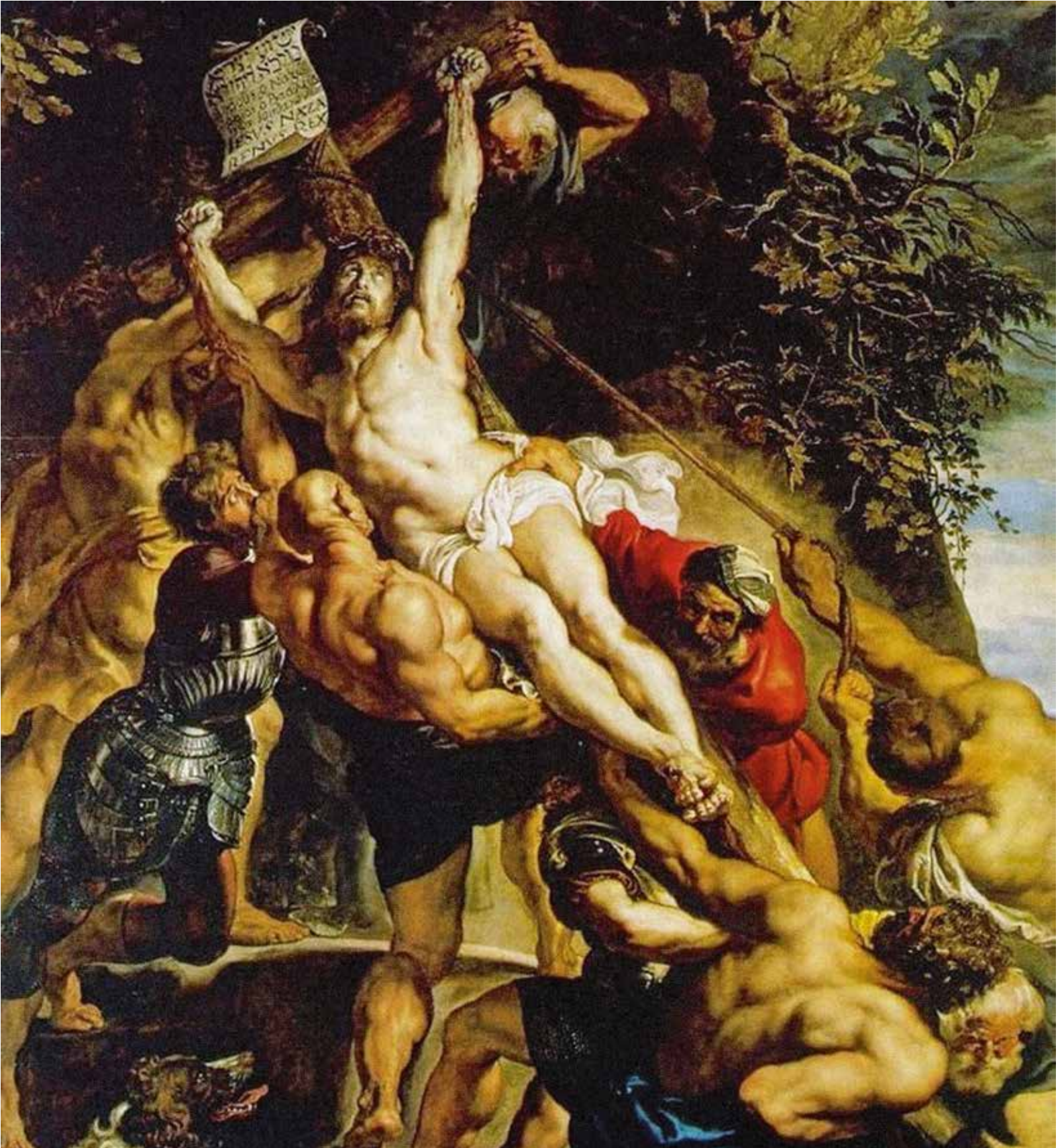
*for friends*

**terrasse**  
Limmatquai 3 / 8001 Zürich  
+41 44 251 10 74 / [terrasse-zuerich.ch](http://terrasse-zuerich.ch)



# Neues über Gottes Sohn

Von Pierre Heumann — Vieles, was wir über den Tod Jesu zu wissen glauben, ist falsch. Sogar die Form des Kreuzes.



*Schmach und Triumph*: Peter Paul Rubens, «Erhebung des Kreuzes» (1610–11).



Die Kreuzigung Jesu ist zwar im Christentum ein zentrales Ereignis. Wenig weiss man aber darüber, wie das Todesurteil vollstreckt wurde. «Und dann kreuzigten sie ihn», heisst es in den Evangelien lediglich. Kein Evangelist geht genauer darauf ein, wie Jesus und die zwei anderen gekreuzigt wurden.

Der amerikanische Bibelforscher John Granger Cook schafft jetzt etwas Klarheit. Er hat zeitgenössische Quellen ausgewertet, um sich ein Bild von den Kreuzigungsmethoden im Imperium Romanum zu verschaffen.

Dass Jesus am Kreuz schmachtete, bevor er starb: Daran hat Cook keinen Zweifel. Die Leidensgeschichte gehört für den 63-jährigen Katholiken zu den unverrückbaren Grundlagen seines Glaubens. Gleichzeitig ist er aber überzeugt, dass die traditionellen Darstellungen der letzten Stunden von Jesus nicht der Realität entsprechen.

Falsch sind seiner Meinung nach zum Beispiel die Form des Kreuzes, der oft beschriebene Gang nach Golgatha oder die Befestigung des Körpers am Pfahl mit Nägeln.

Detailliert und plastisch schildert Cook die vor 2000 Jahren üblichen Kreuzigungsmethoden im Mittelmeerraum. Sein Opus, das im Februar herausgekommen ist, sei in Fachkreisen ein Bestseller, sagt Jörg Frey, Professor für Neues Testament an der Universität Zürich, und es sei deshalb bereits in zweiter Auflage erschienen. Frey zeichnet als Herausgeber der wissenschaftlichen Reihe, in der das über 500 Seiten starke Werk des Religionsprofessors vom LaGrange College im US-Bundesstaat Georgia erschienen ist. Der in Zürich lehrende Professor hält Cooks Buch für die «kompletteste Sammlung antiker Materialien zur Kreuzigung». Für den christlichen Glauben sei Cooks Forschung zentral: «Jesus Tod ist historisch das Sicherste, was wir über Jesus wissen», sagt Frey. «Aber wenn danach nichts gewesen wäre, hätte man ihn vermutlich schnell vergessen. Ohne Ostern wäre auch die Kreuzigung bedeutungslos.»

Jesu letzte Stunden verliefen laut Cook anders, als man bisher geglaubt habe. Das Kreuz hatte die Form eines T, besass also keinen

---

## Die Menschen am Kreuz waren Attacken von Vögeln hilflos ausgesetzt.

---

Querbalken unter dem oberen Ende des Pfahls. Cook stützt dies mit Darstellungen aus der Zeit von Kaiser Hadrian, die in den 1950er Jahren in Italien gefunden wurden. Ein Kreuz konnte unterschiedliche Formen annehmen. Die Soldaten, die das Todesurteil vollstrecken mussten, nagelten es oft in aller Eile zusammen und verwendeten Holzstücke, die sie aufgelesen hatten.

Dass ein zum Tod Verurteilter ausschliesslich mit Nägeln am Kreuz festgemacht wurde, hält Cook für unwahrscheinlich: «Ein Nagel ist nicht stark genug, um das Gewicht eines Menschen auszuhalten», sagt er in einem Skype-Interview mit der *Weltwoche*. Falls Nägel verwendet wurden, müssten auch Seile zum Einsatz gekommen sein, um den Verurteilten ans Kreuz zu binden.

Unwahrscheinlich sei auch, dass Jesus auf seinem Gang nach Golgatha das ganze Kreuz tragen musste, meint Cook. Er fand in zeitgenössischen Beschreibungen keinen Hinweis darauf, dass die Verurteilten dazu gezwungen wurden. Sie hatten bloss den Querbalken zu tragen. Der Pfosten, der für sie bestimmt war, stand bereits am Ort der Exekution.



Professor Cook.

### Aufs schrecklichste gequält

Gestützt auf Berichte aus der Römerzeit, dokumentiert Cook zwar, dass die Praxis der Kreuzigung je nach Raum und Zeit sehr unterschiedlich ausfiel. Aber es gab gemeinsame Merkmale. Vor der Kreuzigung wurde oft gefoltert, mit Peitschen oder mit Feuer, um die Qualen zu verlängern, bevor der Kreislauf zusammenbrach oder der Gekreuzigte erstickte. Einigen Texten aus jener Zeit ist zu entnehmen, dass die Menschen am Kreuz Attacken von Vögeln hilflos ausgesetzt waren. Pein und Folter musste laut Cook vermutlich auch Jesus über sich ergehen lassen. «Jesus wurde wahrscheinlich aufs schrecklichste gequält. Deshalb überlebte er nicht lange am Kreuz.»

Cook stützt sich bei seiner Analyse der Todesstrafe am Kreuz auf archäologische Funde und überlieferte Texte, die er in den Originalsprachen studiert hat – von Lateinisch über Griechisch, Hebräisch bis Aramäisch. Bei Seneca fand er zum Beispiel eine Beschreibung, wie Opfer versuchten, sich vom Kreuz zu lösen, oder in einem letzten Akt des Widerstands die Gaffer bespuckten. Mitunter wurden die Verurteilten in Ketten zur Exekution geführt.

Die Kreuze standen oft ausserhalb der Stadtgrenzen. Damit wurde betont, dass die Gekreuzigten von der Gesellschaft ausgestossen wurden. Zudem sollten ihre Füsse den Boden nicht berühren, weil das die Erde entweiht hätte. Nach dem Tod blieben die Leichname entweder hängen und verwesten, wurden von Tieren gefressen, oder sie wurden von Familienangehörigen abgenommen, damit diese sie beerdigen konnten. Es kam auch vor, dass Vögel einem Toten am Kreuz die Augen austachen.

Zu den Kernstücken in Cooks Beweisführung gehört die Lex Puteolana, ein Gesetz aus dem 1. Jahrhundert vor Christus, das die Stadt Puteoli (heute Pozzuoli) unweit von Neapel

erlassen hatte. Im Zusammenhang mit dem Neuen Testament ist dieses Gesetz von grösster Bedeutung. Es regelte im Detail, was bei der gängigen Todesstrafe im römischen Imperium zu beachten war. Die makabre Lex legte zum Beispiel die Bedingungen für Firmen fest, die sich beim Staat um die Durchführung von Kreuzigungen bewarben. Die

Firma musste mindestens 32 Arbeitnehmer beschäftigen. Diese durften nicht jünger als zwanzig und nicht älter als fünfzig sein. Sie durften zudem keine X-Beine haben, nicht blind sein und keinen Buckel haben. Die Angestellten hatten ausserhalb der Stadt zu leben und durften sie nur betreten, wenn sie einen Verurteilten abholten, um an ihm die Todesstrafe zu vollstrecken. Aus der Lex geht klar hervor, dass die

Kreuzigung auch mit Folter verbunden war – nicht, um Geständnisse herauszupressen, sondern aus purem Sadismus.

Das Gesetz regelte zudem Einzelheiten bei der Vollstreckung der Todesstrafe. Es mussten hölzerne Pfähle verwendet werden, zu-

---

## «Jesus Tod ist historisch das Sicherste, was wir über Jesus wissen.»

---

dem Ketten und Seile fürs Auspeitschen. Für die Todesspezialisten war das vermutlich ein einträgliches Geschäft, konnten sie doch fixe Preise durchsetzen. Jeder, der an der Kreuzigung beteiligt war, hatte Anspruch auf vier Sesterzen, was damals dem Preis einer Mastgans entsprach. Diese vier Sesterzen erhielten die Auspeitscher, die Vollstrecker der Kreuzigung und die Arbeiter, die den Pfahl zum Exekutionsort schleppten. Die Lex regelte auch, dass die Leiche vom Pfahl entfernt werden und mit einem Haken zu einem Massengrab gebracht werden sollte, wobei die Arbeiter eine Glocke läuten und rot angezogen sein mussten.

### Der Tod war ein Spektakel

Die zum Tod Verurteilten waren entweder aufrecht oder mit dem Kopf nach unten am Kreuz festgemacht. Sie waren nackt oder leicht bekleidet. Kreuze konnten aussergewöhnlich hoch und aus einer grossen Entfernung sichtbar sein. Manchmal wurde ein Schild mit dem Namen des Verurteilten am oberen Ende des Kreuzes befestigt. Oft war das auch Spott, wie zum Beispiel I.N.R.I.

Die Todesstrafe am Pfahl war mitunter auch Teil eines Spektakels, eine Gaudi fürs gemeine Volk. So wurde bei der Bevölkerung von Pompeji für ein Spektakel im nahegelegenen Cumae geworben, an dem nicht nur

der Kampf von zwanzig Gladiatorenpaaren und der Kampf wilder Tiere angekündigt wurden, sondern auch *cruciarii*, also Individuen, die gekreuzigt werden sollten. Als Schutz vor der prallen Sonne wurde ein Sonnzelt über der Arena versprochen.

Je nachdem, ob einer ein freier Bürger, arm oder reich, ein Sklave oder ein Fremder war, gab es im römischen Imperium für ein und dasselbe Verbrechen unterschiedliche Strafmass. Die Elite – Offiziere und Politiker etwa – wurde milder bestraft als Durchschnittsbürger. Härter fielen Strafen für *peregrini* aus, also für Ausländer und Fremde, und Sklaven erhielten ein maximales Strafmass. Deshalb gab es zu Ciceros Zeiten, Anfang des 1. Jahrhunderts vor Christus, in der Stadt Rom zwei getrennte Gerichte: eines für Bürger und eines für Nichtbürger. In den Provinzen waren die Statthalter für die Justiz zuständig. Als römischer Präfekt von Judäa war Pontius Pilatus zuständig für Palästina – und damit auch für den Juden Jesus. Dieser erhielt die Höchststrafe: Kreuzigung, weil er für die Römer ein Verräter war, der die römische Herrschaft destabilisieren wollte. Wäre Jesus (wie Paulus) ein römischer Bürger gewesen, wäre er anders exekutiert worden.

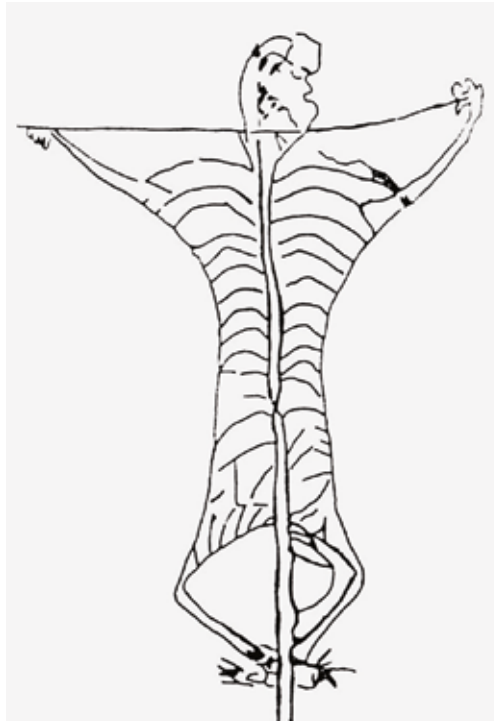
### Nägels mit magischer Kraft

Gekreuzigt wurden im Allgemeinen nur Fremde, Untertanen und Sklaven oder rebellierende Leibeigene. Ans Kreuz mussten auch Diebe, Rebellen und Verräter. Obwohl die Römer in ihrem Herrschaftsgebiet Zehntausende von Menschen zum Tod am Kreuz verurteilt hatten, darunter auch Jesus, gab es bis 1968 keine archäologischen Funde, die Kreuzigungen belegt hätten. Das Holz zerfiel rasch, und die Nägel, die verwendet wurden, waren verschwunden. Möglicherweise wurden sie von Zeitgenossen gestohlen: Ihnen wurde nämlich eine magische Kraft zugesprochen. Eine Hexe habe die von Fleisch bedeckten Nägel in ihren Zauberrezepten verwendet, schreibt zum Beispiel der aus dem heutigen Algerien stammende lateinische Dichter Apuleius. In einem Text des römischen Dichters Plinius des Älteren werden magische Praktiken gegen Fieberattacken beschrieben, in denen Nägel nach der Verwendung bei der Kreuzigung verwendet wurden.

Lediglich zwei archäologische Belege für die «grausamste und schrecklichste Strafe» (Cicero) wurden bisher gefunden. Sechzig Kilometer von Venedig entfernt entdeckten Archäologen im Lauf einer Ausgrabung ein Skelett, an dem ein Loch in der Ferse deutlich auszumachen war. Die Verletzung stamme vermutlich von einer Kreuzigung in der Römerzeit, schrieben Forscher in einer archäologischen Fachzeitschrift vor zwei Jahren, nachdem sie das Skelett, auf das man



An der Ferse durchbohrt: Knochenfund.



Angebunden: hingerichtete Sklavin, Graffito.

2007 gestossen war, eingehend analysiert hatten. Trotz des schlecht erhaltenen Knochens konnten sie die Einwirkung von Gewalt am Skelett nachweisen, was eventuell auf Kreuzigung hinweise, so Co-Autorin Emanuela Gualdi von der Universität Ferrara.

### Gekreuzigt wurden nur Fremde, Untertanen und Sklaven oder rebellierende Leibeigene.

Ein erster authentischer Fund mit Hinweisen auf eine Kreuzigung war 1968 geglückt: In Jerusalem, im Quartier Givat Hamivtar, stiessen Archäologen auf einem Friedhof aus der Zeit des Zweiten Tempels auf Knochengefässe. Am Fersenknochen eines Toten, der Yehohanan hiess, fanden sie ein Stück Holz – möglicherweise die Überreste des Kreuzes, an

dem das Opfer gehangen hatte. Ein Nagel, mit dem das Opfer Yehohanan am Kreuz befestigt gewesen war, durchbohrte den Knochen.

Der Fund widersprach dem traditionellen Bild, nach dem die Füsse von Jesus von vorne ans Kreuz genagelt wurden. Yehohanans Füsse waren seitlich am Pfahl befestigt worden. Seine Hände zeigten keine Verletzungen. Für Archäologen war das ein Hinweis, dass Yehohanan nicht ans Kreuz genagelt, sondern angebunden worden war, sagt David Mevorah, Kurator am Israel Museum in Jerusalem.

Aufschlussreich ist im Zusammenhang mit Yehohanan auch die Graffiti-Darstellung der Kreuzigung einer Sklavin namens Alkimilla aus Puteoli. Sie zeigt Alkimilla in einer Position, die kompatibel ist mit derjenigen Yehohanans aus Jerusalem.

### Schmachvolle Art zu sterben

Trotz des zentralen Stellenwerts der Kreuzigung im Christentum dauerte es mehrere hundert Jahre, bis die Hinrichtung in ersten künstlerischen Darstellungen verarbeitet wurde. Erst im 3. Jahrhundert, sagt die Kunsthistorikerin Felicity Harley-McGowan, wurde die Kreuzigung künstlerisch dargestellt. Frühe Christen, vermutet die Spezialistin für frühe christliche Kunst an der Yale University, hätten Schamgefühle gehabt, ihren Erlöser in einer Szene der Erniedrigung zu zeigen. Denn der Tod am Kreuz war in der römischen Kultur eine besonders schmachvolle und entehrende Art zu sterben – eine Strafe, die in der Regel nur Sklaven, Rebellen und Kriminelle erhielten.

Erste Darstellungen der Kreuzigung finden sich auf Edelsteinen und als Graffiti, zudem auf einem Elfenbeinpaneel. Jesus wurde auf Letzterem so dargestellt, als würde er noch leben, die Augen weit offen. Er ist unverletzt, obwohl der Künstler die Nägel in seinen Händen deutlich herausgearbeitet hat. Die frühen Christen hätten die Kreuzigung als Triumph dargestellt, meint Harley-McGowan. Erst nach dem 5. Jahrhundert werde Jesus als Sohn Gottes dargestellt, ans Kreuz genagelt, aber stark und auf dem Weg zur Wiederauferstehung. Ab dem 12. und 13. Jahrhundert wurde der Körper des Gekreuzigten in einer S-Kurve gezeigt. Damit wurden laut Harley-McGowan nicht nur die technischen Verbesserungen der Künstler deutlich, sondern auch das neue theologische und religiöse Interesse am Schmerz und an der Pein von Jesus.

John Granger Cook: Crucifixion in the Mediterranean World. Mohr Siebeck. 549 S., Euro 79.-



MS EUROPA

# DIE BESTE ZEIT DER WELT

Die Antwortkarte ist bereits weg? Kein Problem:  
Rufen Sie uns an unter 0800 2255556 (gebührenfrei),  
oder gehen Sie auf [www.hl-cruises.ch/EU1905005](http://www.hl-cruises.ch/EU1905005)

Jede Reise auf der luxuriösen EUROPA wird begleitet von einem Gefühl exzellenter Entspannung und dem Erlebnis perfekter Gastfreundschaft. Ob der 5-Sterne-plus-Service einer herausragenden Crew oder Ihre ganz persönliche Auszeit an Bord, alles dreht sich nur um eines: Ihre Wünsche.

Mehr unter [www.hl-cruises.ch](http://www.hl-cruises.ch)



HAPAG <sup>18</sup>/<sub>91</sub> LLOYD  
CRUISES



# Was Jesu Wunder bedeuten

Von Peter Ruch — Die biblischen Wunder-Erzählungen sind beliebter Stoff für überhebliche Satiren. Zu Unrecht. In den Stoffen stecken tiefe Wahrheiten. Und Erfahrungen des Alltags.



*Versöhnung und Heilung: Jesus' Gang auf dem Wasser.*

Die Bibel erzählt viele Geschichten, die den empirischen Erfahrungshorizont sprengen und somit als Wunder gelten. Eine hohe Dichte an Wundererzählungen enthalten die Evangelien. Sie werden durchwegs von Jesus oder an ihm – Jungfrauengeburt und Auferstehung – gewirkt. Die Jünger treiben höchstens Dämonen aus oder heilen Kranke. Beim Gang auf dem Wasser (Markus 6,45–52) drängte Jesus die Jünger, mit dem Boot nach Betsaida voranzufahren. Er nahm sich noch Zeit für das Volk und das Gebet. Als die Jünger sich auf dem See mit dem Gegenwind abmühten, schritt er in den frühen Morgenstunden zu Fuss über den See und wollte sie überholen. Da sie ihn für ein Gespenst hielten, schrien sie auf. Sogleich gab er sich zu erkennen, stieg ins Boot, und der Wind legte sich.

## Zu wenig Wein für die Hochzeit

Die Wundererzählungen beginnen in der Regel mit einer akuten Notlage, oft mit Krankheit oder Behinderung. Die Not wird auf wunderhafte Weise abgewendet, und der Abschnitt schliesst mit einer Zusammenfassung sowie dem Hinweis auf die Aussergewöhnlichkeit des Ereignisses. Der Erzähler ist nie neutral und schlägt keinerlei skeptische Töne an. Ähnliche Geschichten lassen sich in der jüdischen und hellenistischen Überlieferung finden. In den Evangelien sind die Erzählungen auf Jesus fixiert und charakterisieren ihn als den,

---

Der Gang auf dem Wasser schliesst mit der Bemerkung, dass sie «entsetzt und fassungslos» gewesen seien.

---

der die Macht hat, Unmögliches möglich zu machen. Die Ausgangslage kann auch harmlos sein wie in der Erzählung von der Hochzeit zu Kana (Johannes 2), die von einer blossen Verlegenheit ausgeht: An der Hochzeitsfeier stand zu wenig Wein bereit. Da der Wein als Ausdruck des göttlichen Segens galt, ergab sich für die neue Ehe eine ungünstige Prognose. Jesus löste das Problem, indem er Wasser in Wein verwandelte.

Nach dem Weinwunder glaubten seine Jünger an ihn. Aber die Wunder führen nicht automatisch dazu, dass die Menschen Jesus anerkennen. Der Gang auf dem Wasser schliesst mit der Bemerkung, dass sie «entsetzt und fassungslos» gewesen seien, und dass sie bereits bei der Brotvermehrung «nicht



zur Einsicht gekommen» seien (52). Die Frage, wer Jesus ist, wird durch das Wunder nicht gelöst. Vielmehr beantwortet er sie nachher selbst (Kapitel 7 und 14). Man würde erwarten, die Wundererzählungen seien ein ideales Propagandamittel, um Jesus als Messias glaubwürdig zu machen. Er aber will oftmals die Verbreitung dieser Geschichten verhindern. Schon zu Beginn des Markus-Evangeliums, nachdem er einen Aussätzigen geheilt hatte, wies er ihn an: «Sieh, dass du niemandem etwas sagst...» Offenbar sollte Jesus für den Evangelisten nicht schon vor der Kreuzigung und Auferstehung als Messias zutage treten. Als die Schriftgelehrten und Pharisäer von ihm ein Zeichen forderten, was er ihnen leicht hätte bieten können, verweigerte er es ihnen. Die Wundergeschichten sagen viel aus über Gottes Wirken in der Welt, sind jedoch kein Instrument, um Gottes oder Jesu Macht zu festigen.

### Segen für Kirche und Theologie

Nach den verheerenden Konfessionskriegen im 16. und 17. Jahrhundert waren die Kirchen derart diskreditiert, dass die Aufklärung ihre Inhalte demontierte und bei den Wundern ansetzte. Wunder wurden in den Bereich des Aberglaubens verwiesen. David Hume schuf eine bis heute beliebte Assoziationskette: Wunder – Fiktion – Aberglaube – Angst – Un-



*Nach dem Weinwunder glaubten die Jünger an ihn.*

bildung – soziale Unterschicht. Die Demontage war letztlich ein Segen für Kirche und Theologie, denn sie waren gezwungen, die Wundergeschichten, die in der Bibel immerhin eine Schlüsselstellung einnehmen, neu zu deuten. Auch wenn ihnen reale Ereignisse zugrunde liegen mögen, sind es keine Tatsachenrapporte. Vielmehr verdichten sie Erfahrungen und vermengen sie mit Deutungen.

### Der Nachwelt Mut machen

Dass Ehen trotz ungünstigen Voraussetzungen jahrzehntelang gelingen können, liegt daran, dass Gewöhnliches in Aussergewöhnliches – Wasser in Wein – verwandelt wird. Das

ist eine millionenfache Erfahrung. Hinzu kommt dann die Deutung, dass Gottes schöpferische Kraft wirksam sei, und dass er auch an neugeschlossenen Ehen auf diese Weise wirken werde. Dass Kranke und Behinderte ein erfülltes Leben führen, ist ebenfalls massenweise belegt. Dazu leisten neben der inneren Einstellung der Betroffenen auch Medizin, Technik und Umgebung wesentliche Beiträge. Warum sollte das nicht als Wunder gelten?

Ein anderes Beispiel war dieser Tage am Radio zu hören: 25 Jahre nach dem Völkermord in Ruanda ist es möglich, dass mehrfache Mörder mit Angehörigen ihrer Opfer, also Hutu mit Tutsi, friedlich in einem Dorf zusammenleben. Hier ist Unmögliches möglich geworden. Solche Versöhnung und Heilung geschehen zu allen Zeiten – in unzähligen Facetten. Daraus Wundererzählungen zu weben (lat. *texere*, frz. *tisser*), ist keine abergläubische Missachtung der Realität, sondern ein Versuch, der Nachwelt mit «Texten» Mut zu machen. Walter Benjamin wies vor Jahrzehnten auf den Unterschied zwischen Information und Erzählung hin. Die Erzähler schöpfen aus Erfahrungen, die von Mund zu Mund gehen und bei denen mancher Mund seine eigenen Spuren hinterlassen hat – wie der Töpfer am Topf. Sogar Märchen vermitteln tiefgreifende Wahrheiten, ungeachtet der Tatsache, dass weder Tiere sprechen können noch Zwerge existieren.

# IM GARTEN ZUHAUSE

*Neuheiten entdecken*





# Wasser und Öl

Von Alexander Kissler — Die halbe Welt empört sich über das jüngste Schreiben des emeritierten Papstes. Es geht darin um Homosexualität, Pädophilie und die 68er. Aber eigentlich warnt «Vater Benedikt», wie der 92-jährige Autor genannt werden will, vor der Kirche seines Nachfolgers.



Moment der Selbstaufklärung: Emeritus Ratzinger.

**H**at Rainald Grebe alles vorausgesehen? Der deutsche Musikkabarettist und Theaterregisseur singt im Orgelton der überzeichneten Überzeugung: «Die Achtundsechziger sind an allem schuld.» Grebe gibt, allein an den Tasten, den glotzüngig überraschten Biedermann und deklamiert zu tiefen Akkorden: «Vorher waren alle Menschen froh. Alle Menschen waren noch hetero. Weil Schwulsein ja eine Krankheit war. Und da war keiner krank – Gott sei Dank.» Und weiter: «Bei Problemen ging man nicht zum Therapeuten. Man ging in die Kirche oder gleich in die Kneipe. Was ist Yoga, Yin und Yang und der ganze Dreck gegen ein Halleluja und ein Herrengedeck!» Hat sich nun der emeritierte Papst Benedikt XVI. als Grebeianer geoutet, da er erklärte, was er laut empörten Zeitungsüberschriften erklärt haben soll? Dass die

Achtundsechziger am sexuellen Missbrauch in der Kirche schuld seien?

Schwieriger noch ist die Frage zu beantworten, wovon wir eigentlich reden, wenn wir über einen neuen Aufsatz zum Missbrauchsskandal aus der Feder von Benedikt XVI. sprechen. Strenggenommen gibt es Benedikt XVI. nicht mehr, seit der 265. Papst der Kirchengeschichte am 28. Februar 2013 von seinem Amt Abschied nahm. Er wolle fortan als «Vater Benedikt» angedredet werden, hörten wir, und sich in «ein Leben im Gebet» zurückziehen. Beides kam anders. Mit Peter Seewald führte Benedikt «Letzte Gespräche», die 2016 als Buch erschienen. Auch Grussworte, Vorworte, Briefe wurden öffentlich – und nun erreichte die staunende Weltöffentlichkeit jener Aufsatz für das deutsche *Klerusblatt*, den sein mittlerweile 92-jähriger Autor als Summe von

«Notizen» und «Hinweisen zur Hilfe in dieser schweren Stunde» und als eine «Arbeit» in drei Teilen bezeichnet.

## Diagnose Halsstarrigkeit

Kaum machte der Aufsatz seine digitale Runde um den Globus, brachen alle Wetter los. Die drei aneinandergeschlossenen Reizwörter Homosexualität, Pädophilie, achtundsechzig lösten den erwartbaren Entrüstungssturm aus. Im öffentlich-rechtlichen Deutschlandfunk erklärte eine Kirchenredaktorin, der Text sei «kleinlich, peinlich und gefährlich», ein selbstgerechtes «Machtwort, vorgetragen im Ohnmacht-Modus». Ein reformistischer Universitätstheologe warf Benedikt vor, einen «Popanz» aufzubauen, «um einen Schuldigen dafür ausmachen zu können, warum Missbrauch stattfand und systematisch ver-



tuscht wurde»; Benedikt wolle sich partout nicht «den Wissenschaften der Gegenwart öffnen». Ein Verbandskatholik vom Zentralrat der Katholiken monierte, Benedikt schaue «im Zorn» zurück auf «die alten, lang überwundenen Kämpfe». Von der deutschen Arbeitsgemeinschaft Moralthologie hiess es, Benedikts Analyse beruhe auf «einer Reihe von falschen Annahmen» und sei ein «im Ganzen misslungener und untauglicher Beitrag zur Aufarbeitung der Missbrauchskrise». Die allgemeine Diagnose lautete auf Halsstarrigkeit und Gegenwartsverweigerung.

Wütend, mitunter hasserfüllt wurde die Kritik, weil der inkriminierte dreiteilige Aufsatz solche Sätze enthält: «Zu den Freiheiten, die die Revolution von 1968 erkämpfen wollte, gehörte auch diese völlige sexuelle Freiheit, die keine Normen mehr zulies.» «Zu der Physiognomie der 68er Revolution gehörte, dass nun auch Pädophilie als erlaubt und angemessen diagnostiziert wurde.» «Wieso konnte Pädophilie ein solches Ausmass erreichen? Im letzten liegt der Grund in der Abwesenheit Gottes.» «In verschiedenen Priesterseminaren bildeten sich homosexuelle Clubs, die mehr oder weniger offen agierten und das Klima in den Seminaren deutlich veränderten.» «Ein Bischof, der vorher Regens gewesen war, hatte den Seminaristen Pornofilme vorführen lassen, angeblich mit der Absicht, sie so widerstandsfähig gegen ein glaubenswidriges Verhalten zu machen.» «Die Frage der Pädophilie ist, soweit ich mich erinnere, erst in der zweiten Hälfte der 80er Jahre brennend geworden.»

### Missbrauch vor 1968

Dem letztgenannten Punkt widersprach der links-katholisch sozialisierte Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, Armin Laschet, beim Kurznachrichtendienst Twitter: «Gut, dass Papst Franziskus und deutsche Bischöfe Klartext im Missbrauchsskandal sprechen. Dass die meisten Missbrauchsfälle in den 50er und 60er Jahren liegen, zeigt Absurdität der Thesen von Benedikt XVI. über Schuld der 68er. Emeritierte Päpste sollten ihr Schweigegelübde einhalten.» Davon abgesehen, dass Benedikt kein förmliches Schweigegelübde abgelegt hatte, abgesehen auch davon, dass Franziskus bisher für weitgehend folgenlosen «Klartext» stand, während Benedikt XVI. die Null-Toleranz-Politik durch zahlreiche Massnahmen praktisch hatte werden lassen: Laschet hat recht, wenn er auf Fälle sexuellen Missbrauchs weit vor 1968 hinweist. Ganz gewiss gab es schon vor der «sexuellen Befreiung» Knaben- und Mädchenschänder im Priesterrock, pädophil oder ephebophil veranlagt, und ganz gewiss irrte Benedikt, wenn er die Missbrauchsfälle der siebziger und achtziger Jahre allein den machtvoll aufstrebenden Achtundsechzigern in die Schuhe schöbe. Doch tut er das?

Nicht bestreiten lässt sich, dass die von Benedikt dargelegte «Einführung der Kinder und der Jugend in das Wesen der Sexualität» einen Bestandteil der Kulturrevolution von 1968 ff. bildet. Man schaue in das 1974 erschienene populäre Nacktbilderbuch mit Fotos der primären Geschlechtsteile von kleinen Mädchen und kleinen Jungs, «Zeig mal!» von Will McBride, für das der Sexualwissenschaftler Helmut Kentler im Vorwort die «sexuelle Potenz der Kinder» würdigt: Eine «sexualfreundliche Kultur» brauche «Reformen des Sexualstrafrechts». Kentler gibt einen Bericht «der 3jährigen Grisca» aus der «Kommune 2 in Berlin» wieder, die sich mit einer «sexuellen Attacke» dem «24jährigen Eberhard» genähert habe. Eberhard habe daraufhin Griskas Vagina gestreichelt. Nach Kentlers Tod 2008 war bekanntgeworden, dass dieser in Berlin mit Billigung der Stadtregierung mindestens drei obdachlose Jugendliche bei mehreren pädophilen und vorbestraften Männern einquartiert hatte. Die Aufarbeitung durch eine wissenschaftliche Kommission dauert noch an.

Natürlich: Von der Kommune 2 führt kein direkter Weg ins Priesterseminar, und derart offensiv entriegelte «Kindersexualität» blieb die Ausnahme. Die Zielrichtung von Benedikts Argumentationsgang ist davon unberührt. Der

### In einem Klima der Libertinage versage eine Kirche, die unbedingt mit der Zeit gehen wolle.

Emeritus erinnert nicht nur an ein dunkles, weitgehend unaufgearbeitetes Kapitel der studentischen Kulturrevolution – Sexualität als Weltanschauung für alle –, wofür ihm Verdammung zuteil wird durch die ideellen Erben von achtundsechzig. Sein Denken kreist hier wie stets um die Realgestalt der Kirche. Er beklagt einmal mehr die moralische Wehrlosigkeit einer relativistischen Kirche, die Schifflein geworden sei auf den Wellen des Zeitgeists statt Bollwerk gegen diesen. Mit einem Wort: Benedikt warnt vor der Franziskus-Kirche seines Nachfolgers – eine laute Unerhörtheit, eine durch Rücktritt möglich gewordene Unmöglichkeit. In einem Klima allgemeiner Libertinage versage laut Benedikt eine Kirche, die unbedingt mit der Zeit gehen wollte. Und in einer Weltgesellschaft, in der, ebenfalls auf den Spuren von achtundsechzig, alles Private politisch wird, droht eine zeitgeistaffine Kirche der Dauerpolitisierung zu verfallen und also als Kirche zu verschwinden: Das ist der Fluchtpunkt der Notizen und Hinweise.

Wörtlich schreibt der Mann, der Papst war: «In der Tat wird die Kirche heute weithin nur noch als eine Art von politischem Apparat betrachtet. Man spricht über sie praktisch fast ausschliesslich mit politischen Kategorien, und dies gilt bis hin zu Bischöfen, die ihre Vor-

stellung über die Kirche von morgen weitgehend ausschliesslich politisch formulieren.» Im Februar 2013 versprach Benedikt seinem Nachfolger «meine bedingungslose Ehrerbietung und meinen bedingungslosen Gehorsam». Der vorliegende Aufsatz wurde in Absprache mit Franziskus veröffentlicht und endet mit einer Dankesformel für diesen. Dennoch: Die politische Kirche wird von Bergoglio vorangetrieben wie von keinem Papst vor ihm. Franziskus sieht in der Migration den Hebel für eine «neue Menschheit», eine «gerechtere Gesellschaft», eine «vollkommenere» Demokratie, ein «solidarisches Land», eine «brüderlichere Welt» – die Kirche soll sich der «Agenda 2030» der Vereinten Nationen anschliessen. Benedikt hingegen spricht vom Menschen als dem gefährdeten Gattungswesen mit seelischem Rettungsanker.

### «Überschuss des Ungesagten»

Franziskus und Benedikt: Das ist – womit wir wieder bei Rainald Grebe wären – nicht Yin und Yang, das ist Wasser und Öl. Sie schwimmen im selben Gefäss namens Kirche und treffen sich nicht. Joseph Ratzinger sagte 1995: «Jedes grosse Menschenwort reicht über das unmittelbar bewusst Gesagte in grössere Tiefen hinein. Im Gesagten steckt immer ein Überschuss des Ungesagten, der die Worte mit dem Vorangehen der Zeiten wachsen lässt.» Vor diesem Hintergrund ist Benedikts Aufsatz zur Verbindung von Missbrauchs- und Glaubenskrisen ein Moment der Selbstaufklärung. Die implizit kritisierte Franziskus-Kirche gäbe es nicht, waltete Benedikt noch seines Amtes. Und hätte Joseph Ratzinger dem Alter und der Gebrechlichkeit ebenso standgehalten wie zuvor Karol Wojtyła, müsste der 266. Papst sein Pontifikat nicht stets im Spiegel seines Wegbereiters betrachten. Der grosse theologische wie kommunikative Kladderdatsch schadet beiden und ist Resultat eines unvorhergesehenen Vorgangs. Ein faktisches Schisma wäre es erst recht. Aus alledem folgt: Päpste sollten nicht zurücktreten.


Alexander Kissler ist Kulturjournalist und schrieb die Bücher «Der deutsche Papst. Benedikt XVI. und seine schwierige Heimat» und «Papst im Widerspruch. Benedikt XVI. und seine Kirche 2005–2013».

...und der Mensch steht im Zentrum


wir suchen Sie als

Verkaufsleiter  
Mittel- und Osteuropa

Engineering-Handel  
Werkzeugmaschinen



Gewinnen von Fach- & Führungskräften  
www.gmp-ag.ch +41 62 752 07 52





Denkmäler

## Fegefeuer über Frankreich

Von Jürg Altwegg — Auf Paris regnet es Glut und Asche, Notre-Dame de Paris steht in Flammen. Ein Zeichen an der Wand für Präsident Emmanuel Macron.

*Neues Zeitalter der Vernunft:* Grossbrand auf der Île de la Cité.

Die Medien wappnen sich am Montag für eine Nacht im Ausnahmezustand – lange vor dem Brand von Notre-Dame: Auf allen Kanälen ist eine Rede von Emmanuel Macron angesagt. Nach zwei Monaten des «grand débat national» und einem Monat Bedenkzeit soll er seine Massnahmen zur Überwindung der grössten politischen Krise seit Mai 68 ankündigen. Bis Mitternacht sind an diesem Montag unzählige Sondersendungen geplant. Für einmal ist rein gar nichts an die Öffentlichkeit gelangt. Seit Tagen schweigen die Minister – das ist eine Ewigkeit.

Dann brennt Paris. Ab neunzehn Uhr lodern die Flammen über die Bildschirme, stundenlang. Viel zu sagen haben die Reporter vor Ort und die Experten im Studio nicht. Nur so viel: Victor Hugo hatte die Kathedrale zum Monument auch der Literatur gemacht. Reims musste nach dem Ersten Weltkrieg wiederaufgebaut werden. Notre-Dame blieb zwei Mal verschont. Der Brand ist die schlimmste Kulturschutz-Katastrophe in Frankreich seit 1945. Den Einheimischen und den Touristen, die von den Reportern befragt werden, verschlägt es die Sprache. Beten und Weinen.

Doch die Regie in den Studios verfolgt eine andere Dramaturgie: Warten auf Macron. Wann kommt der Präsident? Wie der Messias wird Macron am Schauplatz des Grauens erwartet. Längst hat Trump den Einsatz von Löschflugzeugen gefordert. Inzwischen ist be-

kanntgeworden, dass Macrons Rede zur Hauptsendezeit abgesagt ist.

Nach der Revolution krönte sich Napoleon in der Notre-Dame selbst zum Kaiser. Auch die Republik hat sich die Kathedrale angeeignet. Charles de Gaulle feierte nach seinem triumphalen Einzug in Paris im August 1944 den Sieg mit einer Messe der Freiheit. Vor der Kirche fielen Schüsse, die ihn verfehlten. Bis heute ist ungeklärt, ob der Anschlag von den letzten Deutschen oder von französischen Kollaborateuren verübt wurde. Kein Chronist weist aber nun darauf hin, dass die Pariser Bevölkerung drei Monate zuvor mit gleicher Inbrunst dem Kollaborateur Pétain zugejubelt hatte. De Gaulles katholischer Nachfolger Georges Pompidou wurde hier mit einer Totenmesse zu Grabe getragen und zwanzig Jahre nach ihm der Sozialist François Mitterrand, der mit den Kommunisten regierte und nach dessen Hinschied plötzlich zwei Frauen mit Kindern am Sarg standen.

### Gunst der Götter verloren

Einen Freispruch gab es nach einem vier Jahre dauernden juristischen Verfahren für die Aktivistinnen der Gruppe Femen, die 2013 in der Kirche ihre Brüste entblösst hatten. In deren Sprüchen konnten die Richter partout keine beleidigende oder verächtliche Dimension ausmachen. «In gay we trust», «Bye, bye, Benedikt» und «Saved by the bell» hatten sie ge-

schrien. Es waren Anspielungen auf die neuen Glocken, die im Nordturm in Betrieb genommen worden waren. Seither läutet es von der Notre-Dame wieder wie in den vorrevolutionären Zeiten am Ende des 18. Jahrhunderts, der damalige Klang war legendär. Eine der acht Glocken wurde nach Jean-Marie Lustiger benannt, dem verstorbenen Kardinal jüdischer Herkunft. Eine zweite nach Papst Benedikt, gegen den Femen Sturm lief.

Wenige Wochen später kam es damals zu einer weiteren politischen Demonstration. Der rechtsradikale Historiker Dominique Venner wollte ein Zeichen gegen den Zerfall des Abendlandes setzen. In seinem Blog «Die Demonstration vom 26. Mai und Heidegger» gegen die Ehe für alle rief Venner zu «spektakulären und symbolischen Akten» auf, um die Zeitgenossen aus ihrem Schlaf zu erwecken und die «französische und europäische Zivilisation zu retten». Einer ihrer Stützpfeiler sei die Kathedrale, die er liebe. Und vor deren Altar sich Dominique Venner eine Kugel in den Kopf schoss. Nach den Attentaten der Islamisten hätte er nicht mit einer Pistole in das Gebäude eindringen können.

Wie einst die Könige war Emmanuel Macron in den vergangenen Wochen durch Frankreich gepilgert, um den Kontakt mit dem Volk zu suchen und die Krise der *gilets jaunes* zu verstehen. Die Abwesenheit des Königs hatte er vor dem Wahlkampf als anhaltendes Defizit der



französischen Geschichte bezeichnet. Dieses Vakuum wollte er besetzen, «vertikal» regieren und im Amt die Würde der Monarchie restaurieren. «Revolution» war sein Programm überschrieben, das weder links noch rechts sein sollte. Alles schien dem französischen «Jupiter» zu gelingen. In seiner Überheblichkeit verlor er die Gunst der Götter. Sein Kreuzzug begann mit dem Gewinn der Fussballweltmeisterschaft in Russland. Am vergangenen 11. November versammelte er die Staatschefs der Welt zur Erinnerungszeremonie für den Ersten Weltkrieg vor dem Triumphbogen, dessen Errichtung Napoleon angeordnet hatte. Doch bei einer ihrer ersten Demonstrationen wurde das Monument von den Gelbwesten geschändet und mit Anti-Macron-Parolen verschmiert. «Macron, wir hassen dich»: Die Lust am Königsmord traf den neuen Monarchen mit Gewalt. Von der «reinigenden Wirkung» einer Katharsis sprechen Historiker wie Marc Lazar.

Hass, Verachtung, Klassenkampf, Neid, Verzweiflung und Wut haben die Revolte der Gelbwesten genährt. Üble antisemitische Vorfälle begleiteten sie. An den ewigen Bürgerkrieg der zwei Frankreichs gemahnte der Aufstand. Seit her hat der Präsident keine Anstrengung gescheut, um die Krise zu überwinden und die Gunst des Volkes wiederzuerlangen, das ihn gefeiert hatte. An Dutzenden von Veranstaltungen nahm er teil. Zwei Millionen Vorschläge

haben französische Bürger in die Beschwerde-Register eingetragen, die nach dem Modell der Monarchie vor der Revolution in den Gemeinden aufgelegt worden waren. An Dutzenden von Veranstaltungen nahm Macron teil. Acht Stunden lang diskutierte er mit sechzig Intellektuellen im Elysée. Er sprach mit den Bauern in den Provinzen und den Nationalisten in Korsika. Das Land wurde in eine Art Gruppentherapie verwickelt, in der Macron – nach den Worten des Psychoanalytikers und Schriftstellers Michel Schneider – zum Patienten sagt: «Ich höre Ihnen zu.» Aber eigentlich meine er: «Höre du mir zu.» Der monarchistische Narziss will gefallen, so Schneider: «Mehr noch: Er will geliebt werden.»

Stets hatte Macron das letzte Wort. Er war, was alle wussten, in jeder Debatte der Beste. Doch, so Schneider, «92 Stunden lang das Wort zu monopolisieren, ist kein Zeichen von Stärke, sondern eine Schwäche».

### Leidenschaften und Versäumnisse

Erst die Flammen von Notre-Dame haben den Monarchen zum Schweigen gebracht. Um 18 Uhr hatte er seine Rede an die Nation aufgenommen, in den Archiven wird man sie noch lange sperren. Gegen 19 Uhr brach das Feuer aus. Zunächst spielte Macron mit dem Gedanken, sie live zu halten. Gegen die Flammen wäre er nicht angekommen. Vor Ort wirkte er rat-, hilf- und

sprachlos wie nie. Wie erschlagen von der Brandkatastrophe und dem Gewicht der Geschichte. Dreizehn Tonnen wiegt die grosse Glocke im Südturm von Notre-Dame, «grand bourdon» genannt, es ist die wohlklingendste in ganz Frankreich. Nur an den höchsten Feiertagen ertönt ihr tiefer Klang – und wenn der Papst stirbt. Sie wurde 1685 gegossen und hat als Einzige die Wirren der Revolution überstanden. Benannt ist sie nach Emmanuel, den der Prophet Jesaja in der Bibel als den angekündigten Messias bezeichnet: «Gott ist bei uns».

Frankreich im Fegefeuer seiner politischen Leidenschaften und Versäumnisse, ein Präsident in Not. Den Wahlkampf um Europa hat er unter dem Banner der «Renaissance» der Guten gegen die bösen Braunen in Angriff genommen. Doch zu Hause wartet niemand mehr auf die Ankündigung seiner Reformen und Versprechungen.

Seine Vorgänger nach Napoleon und de Gaulle verewigten sich im Stadtbild von Paris. Pompidou baute das Kulturzentrum Beaubourg, Giscard ein Museum für das 19. Jahrhundert, Mitterrand die Pyramide vor dem Louvre, die Bibliothek, Chirac das Musée du quai Branly, dessen Schätze Macron den ehemaligen Kolonien zurückgeben will. Der Präsident, der den Franzosen ein neues Zeitalter der Vernunft versprach, muss sich mit dem Wiederaufbau der abgebrannten Kathedrale begnügen.

Josef Höger, Detail aus «Blick vom Garten auf Burg und Schloss Liechtenstein bei Mödling», 1844  
© LIECHTENSTEIN. The Princely Collections, Vaduz-Vienna



VALUES WORTH SHARING

«Unsere Familie investiert langfristig – seit 1136.»

S.D. Prinz Philipp von und zu Liechtenstein,  
LGT Chairman seit 1990



Private  
Banking

lgt.ch/values



## Leserangebot Romantik-Seehotel «Sonne» in Küsnacht

# Das Schöne liegt ja so nah

Wenn das Fernweh ruft, brauchen Sie nicht um die halbe Welt zu reisen: Das Romantik-Seehotel «Sonne» in Küsnacht bietet alles, was sich Gourmets, Sonnenanbeter und Kulturinteressierte wünschen. Gönnen Sie sich einen Wellness-Aufenthalt am rechten Zürichseeufer.

Das historische Haus, 1641 erstmals urkundlich erwähnt, liegt nur gerade ein paar Minuten von Zürich entfernt. Hier finden Sie alles, was Ihren Aufenthalt zur erholsamen Auszeit macht.

Für kulinarische Höhenflüge sorgt die marktfrische Spitzenküche im Gourmet-Restaurant «Sonnengalerie». In den traditionsreichen Gaststuben geniessen Sie Schweizer Spezialitäten wie Kalbsbratwurst nach alter Art oder Züri-Gschnätzlets, aber auch modern inspirierte Gerichte. Oder bevorzugen Sie es ganz rustikal im Biergarten am See?

Je nach Lust und Laune erkunden Sie die nahe Stadt – sei es auf einem Einkaufsbummel oder bei einem Museums-, Theater- oder Opernbesuch. Entspannung finden Sie in unserer stilvollen Wellness- und Fitnessoase oder auf der Sonnenwiese direkt am See.

Ein unvergessliches Naturerlebnis ist eine Wanderung durch das malerische Küsnachter Tobel. Oder wie wäre es mit einem romantischen Ausflug mit dem Schiff nach Zürich oder nach Rapperswil?

So nah – und doch so fern vom Alltag: Ihre Gastgeber René Grüter und Catherine Julien Grüter heissen Sie herzlich willkommen!



### Platin-Club-Spezialangebot

**Naherholung für Geniesser im Romantik-Seehotel «Sonne», Küsnacht**

**Leistungen:**

- 1 Übernachtung im Seeblick-Doppelzimmer
- Willkommensdrink
- Ausgewogenes Frühstücksbuffet
- 3-Gang-Menü im Restaurant «Sonnengalerie» (exkl. Getränke)
- Eintritt in die Wellnessoase

**Spezialpreise:**

Im Doppelzimmer Fr. 194.– p.P./Nacht (statt 236.–)  
 Aufpreis Juniorsuite Fr. 75.– p.P./Nacht  
 Verlängerungsnacht Fr. 105.– p.P./Nacht  
 (inkl. Frühstück, ohne Abendessen)

**Buchung:**

Reservieren Sie über Tel. 044 914 18 18 oder per E-Mail an [home@sonne.ch](mailto:home@sonne.ch). Für max. 4 Personen ab 7. März bis Ende Mai 2019 sowie ab 1. Oktober bis Ende November 2019. Bitte Kennwort «Weltwoche-Platin-Club» angeben.

**Veranstalter:**

Romantik-Seehotel «Sonne», 8700 Küsnacht  
[www.sonne.ch](http://www.sonne.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



## Seidenstrasse

## Internationale Zusammenarbeit

Von Geng Wenbing — Vor sechs Jahren hat China die «Belt and Road Initiative» lanciert. Diese wurde zur grössten weltweiten Kooperationsplattform. Die Erträge kommen allen zugute.

Kommt man in einer Unterhaltung irgendwann auf den Begriff «Belt and Road Initiative» zu sprechen, denken viele Menschen wahrscheinlich unweigerlich an die antike Seidenstrasse, an die Wüste und die Kamelglocken, deren Klänge Jahrtausendlang quer durch die weiten Landschaften zu hören waren. Diese Route, entlang derer sich ein reger Handel mit Seide und anderen Produkten vielfältigster Art entwickelte, wurde später vom deutschen Geografen Ferdinand von Richthofen in seinem Klassiker als Seidenstrasse bezeichnet – eine Benennung, die schnell populär wurde und grosse Verbreitung fand.

Zweitausend Jahre später rief China die «Belt and Road Initiative» ins Leben, die sich auf den Geist der antiken Seidenstrasse beruft: Im Mittelpunkt stehen demnach die Prinzipien friedliche Kooperation, Öffnung und Inklusion, gegenseitiges Lernen sowie Voneinander-Profitieren, um letztlich zu einer Win-win-Situation zu gelangen. Damit wird der antiken Seidenstrasse neues Leben eingehaucht, die Idee von der Menschheit als Schicksalsgemeinschaft sowie der Zusammenarbeit der Nationen erhält starke Impulse. Seit ihrer Lancierung vor sechs Jahren hat die Praxis mehr und mehr gezeigt, wie effizient und vital die «B & R Initiative» (so die Kurzform oft auch BRI genannt) ist. Sollte es für die internationale Gemeinschaft anfangs noch Überraschungen und Zweifel gegeben haben, wandelte sich die allgemeine Haltung allmählich in Verständnis, Unterstützung bis hin zum bereitwilligen Engagement.

Die Initiative hat sich zur umfangreichsten Plattform der internationalen Zusammenarbeit entwickelt und gehört bereits zu den beliebtesten Gemeingütern. Im Rahmen dieser Initiative bekam Ostafrika seine allererste Autobahn, die Malediven ihre erste Seebrücke. In Weissrussland wurde zum ersten Mal eine eigene Autoindustrie aufgebaut, und Kasachstan verfügt erstmals über einen eigenen Anschluss ans Meer. Auf dem eurasischem

Kontinent verbindet der China Railway Express (beziehungsweise Trans-Eurasia-Express) zahlreiche Verkehrsknotenpunkte entlang einer Strecke, die sich als die längste Route im betrachteten Raum herausstellt. Die erfolgreiche Einrichtung der Bahnstrecke Mombasa–Nairobi gilt in Kenia als das Jahrhundertprojekt, das für die lokale Bevölkerung rund 50 000 Arbeitsplätze geschaffen und dem Land ein Wirtschaftswachstum um 1,5 Prozent ermöglicht hat. In Usbekistan gelang es chinesischen und einheimischen Arbeitern, in enger Zusammenarbeit innerhalb von 900 Tagen einen 19 Kilometer langen Tunnel zu erstellen, so dass die Bewohner entlegener Regionen nun nur noch 900 Sekunden brauchen, um mit dem Zug durch die hohen Berge zu fahren. So weit einige wenige Beispiele.

Wenn es darum geht, sich abzeichnende Chancen zu ergreifen, sind die Schweizer rasch und bemerkenswert effizient. Behörden wie auch der private Sektor zeigen grosse Begeisterung, an der «B & R Initiative» teilzunehmen. Die Schweiz gehört zu den ersten Ländern, die der Asia Infrastructure Investment Bank (AIIB) beigetreten sind. Des Weiteren wurde von der Landesregierung die Kontaktstelle für die «BRI» eingerichtet, um diesbezügliche Fragen zu beantworten. Vor zwei Jahren nahm Frau Doris Leuthard, die damals amtierende Bundespräsidentin, am ersten BRI-Gipfforum in Peking teil, während Bundespräsident Ueli Maurer dieses Jahr auf Einladung der chinesischen Regierung an der zweiten Runde des BRI-Gipfforums für internationale Zusammenarbeit teilnehmen und zugleich China einen Staatsbesuch abstaten wird. Dieses Treffen findet vom 25. bis zum 27. April in Peking statt. Thema ist unter anderem das Vorantreiben des Aufbaus bezüglich der Belt and Road Initiative. Im Vergleich zum ersten Forum umfasst die zweite Runde nun vielfältigere Themenbereiche und bietet Teilnehmern verschiedenste Möglichkeiten für

eigene Aktivitäten. Neben den zwölf Workshops steht das erste Mal eine Konferenz für Unternehmer auf dem Programm, um eine Plattform für die Zusammenarbeit zwischen Industrien und Unternehmen aufzubauen.

Dass die «B & R Initiative» sich zu einem weltweit beliebten Projekt entwickelt hat, liegt vor allem daran, dass wir auf den Prinzipien der gemeinsamen Konsultation, des gemeinsamen Aufbaus und Gewinnens bestehen. Kein Land ist berechtigt, Entscheidungen im Alleingang zu treffen. Transparenz und Inklusion sind Werte, die grossgeschrieben werden, geschlossene Zirkel gibt es nicht. Bei der Durchführung der Projekte achten wir durchgehend auf Umweltschutz, Nachhaltigkeit sowie Professionalität und legen grossen Wert darauf, uns an das Völkerrecht und die jeweiligen nationalen Gesetze zu halten. Zweifelnden und kritischen Stimmen kann ich voller Entschlossenheit erwidern, dass die «B & R Initiative» keinesfalls irgendwelche sogenannte Schuldenfallen erzeugt. Im Gegenteil, sie erweist sich als fruchtbarer Boden, auf dem die beteiligten Völker auf reiche Ernte hoffen dürfen. Die Initiative wird nicht «geopolitisch instrumentalisiert», sondern bietet der ganzen Welt eine Chance zur gemeinsamen Entwicklung. Zusammenarbeit im Rahmen der «BRI» entspricht den Bedürfnissen aller Parteien. Sie hat den Entwicklungsprozess aller mitwirkenden Länder massiv beschleunigt, da den allgemeinen Lebensstandard verbessert und die Perspektive der Win-win-Situation eröffnet.

In der Zukunft werden wir uns bemühen, diese Initiative langfristig auf einer soliden Grundlage voranzutreiben, so dass sich die neue Seidenstrasse zu einer Route des Friedens, der Prosperität, der Öffnung, der Innovation und der Zivilisiertheit entwickeln wird. Wie ein chinesisches Sprichwort besagt: Das Glück zu teilen, sei viel besser, als allein das eigene Glück zu geniessen. Wir sind besten Willens, zusammen mit den Teilnehmern einen grossen Kuchen zu backen und diesen aufgehenden Kuchen mit allen zu teilen. Herr Staatspräsident Xi Jinping hat einmal zutreffend gesagt: «Die «Belt & Road Initiative» stammt aus China, deren Früchte gehören jedoch der ganzen Welt.»



**Geng Wenbing** ist ausserordentlicher und bevollmächtigter Botschafter der Volksrepublik China in der Schweiz. Aus Anlass des 70. Geburtstags der Volksrepublik schreibt er auf Einladung der Weltwoche zwölf Kolumnen mit freier Themenwahl.

## Mythen und Wirklichkeit

Von Christoph Mörgeli

An der Aktionärsversammlung der *Neuen Zürcher Zeitung* ärgerte sich Chefredaktor Eric Gujer über unsere «nationalen Mythen». Dabei wusste er die anwesenden Bildungsbürger mit der umwerfenden Erkenntnis zu überraschen, dass Tell, Gessler und Winkelried «drei Helden» seien, «die nie gelebt haben». Warum Chefredaktor Gujer den fiesen Landvogt Gessler zu seinen Helden zählt, bleibt sein Geheimnis. Dass er aber unsere Mythen nicht versteht, ist erklärbar: Mythen sind etwas fürs Langzeitgedächtnis. Der NZZ-Chefredaktor bedient das Kurzzeitgedächtnis.

Hat Wilhelm Tell gelebt? Wir alle – mit Ausnahme von Eric Gujer – wissen es nicht und werden es nie wissen. Sicher aber ist, dass Wilhelm Tell der erste Schweizer ist und bleibt. Egal, ob aus der Fantasie des Volkes geboren oder als eine durch Künstler nachträglich kräftig gefärbte historische Figur: Wilhelm Tell ist Teil unseres nationalen Erbes, der seinen Auftrag als Tyrannenmörder nie beenden wird. Sei es in der Schweiz, sei es in der ganzen Welt. Dies kann nicht einmal die NZZ-Aktionärsversammlung ändern.

Und so dichtete Gottfried Keller über die Telenschüsse: «Ob sie geschneht? Das ist hier nicht zu fragen;/ Die Perle jeder Fabel ist der Sinn,/ Das Mark der Wahrheit ruht hier frisch darin,/ Der reife Kern von allen Völkersagen.» Wer die Mythen und deren tieferen Sinn mit den Mitteln der Vernunft ergründen will, zerstört sie. Entscheidend bleibt Tells Botschaft. Sie wird – gemäss Jean-François Bergier – alles «Verneinen, Lächerlichmachen oder Verdrehen» überleben. Und der erstrangige Mythos Tell ist nun einmal nicht zu trennen von der geschichtlichen Wirklichkeit der Entstehung der Eidgenossenschaft um 1291.

Warum stösst sich NZZ-Chefredaktor Eric Gujer an den Gestalten Wilhelm Tell und Arnold Winkelried? Weil sie bezeugen, dass die Schweiz kein «Vernunftgebilde» ist. Sondern die Frucht von Ablehnung, Widerstand und Neinsagen gegenüber dem damaligen habsburgisch-europäischen Verwaltungsstaat. Gujer plädiert mit seinen Redaktoren fanatisch für den institutionellen Anbindungsvertrag mit der EU.

2017 hat die NZZ den 25. Todestag ihres legendären, patriotischen Chefredaktors Willy Bretscher gewürdigt. Mit dem Zitat «Eher den Tod, als in Knechtschaft leben» aus Schillers «Wilhelm Tell». Tell bleibt Tell. Doch Gujer ist nicht Bretscher.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Lieber Cannabis als Genua

Von Peter Bodenmann — Der Hafen von Genua wäre dank der Neat das natürliche Eingangstor der Schweiz.



Weil die Nationalbank spekuliert statt investiert, übernehmen die Chinesen Genuas Container Hafen.

Lange schien es, als ob Amerika während der kommenden Jahrzehnte das einzige verbleibende Imperium bleiben würde. Inzwischen holen die Chinesen mächtig auf.

Nur Bares ist Wahres: Die für die Schweiz bestimmten Container aus China fahren an Genua vorbei nach Rotterdam. Hier werden sie – sofern es der Wasserstand zulässt – auf Rheinschiffe umgeladen. Um ab Basel mittels Bahn oder Lastwagen an den Zielort zu gelangen.

Eigentlich ginge es auch kürzer und billiger, wenn man die Container in Genua umladen würde. Vorausgesetzt, der Hafen von Genua könnte dem Hafen von Rotterdam das Wasser reichen. Tut er nicht, noch nicht.

Italien kann und will nicht investieren. Die EU will nicht. Und die im Geld schwimmende Schweizer Nationalbank kauft lieber an den Börsen kanadische Cannabis-Aktien sowie amerikanische Kohle- und Rüstungstitel.

Anders die chinesischen Kommunisten, die in dieser Phase ihrer Geschichte praktizierende Kapitalisten sind. Deshalb bildet der Ausbau des Hafens von Genua Bestandteil der von ihnen angedachten und finanzierten Seidenstrasse, die auch Wasserstrassen umfasst.

Man kann von Trump halten, was man will. Aber drei Dinge muss man ihm lassen: Erstens hat er begriffen, dass sich das Zeitalter des amerikanischen Imperiums dem Ende zu-

neigt. Zweitens versucht er den Aufstieg Chinas mit Aufrüstung und Zöllen, wenn nicht zu verhindern, so doch zu verzögern. Und drittens muss für Trump dessen Wirtschaftspolitik die Nationalbankpolitik und somit das Zinsniveau bestimmen.

Die WTO verliert in diesem Prozess immer mehr an Bedeutung. Jene WTO, auf die die Schweizer Befürworter des Alleingangs unseres Landes bisher all ihr Vertrauen, all ihre Hoffnungen gesetzt haben. Wie sich heute herausstellt, vergeblich.

Wir müssen und werden uns – wie nach Marignano – an die neuen Machtverhältnisse anpassen, denn die Erde entwickelt sich rasend schnell Richtung einer Welt mit drei Polen. Vorausgesetzt, die EU erwacht noch halbwegs rechtzeitig aus dem Brexit-Trauma. Bilaterale Freihandelsverträge wie jener, der zwischen der EU und Japan abgeschlossen wurde, sind die Säulen der Architektur des neuen, digitalen und solaren Überwachungskapitalismus.

Kurt Tucholsky schrieb einst: «Das Volk versteht das meiste falsch; aber es fühlt das meiste richtig.» Deshalb hat das Referendum gegen das neue Waffenrecht nicht den Hauch einer Chance. Das Zeitalter der schrillen «No Deal»-SVP neigt sich dem Ende zu.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Medienopfer als Medientäter

Von Kurt W. Zimmermann — Heute sagen wir danke. Vielen Dank, Jolanda Spiess-Hegglin. Sie sind ein Segen für uns Medien.

Jolanda Spiess-Hegglin ist das, was man in der Journalistensprache als «mediengeil» bezeichnet.

Die Frau kann an keinem Mikrofon, keiner Kamera und keinem Notizblock eines Journalisten vorbeigehen, ohne sich in Stellung zu werfen. Und wenn keine Mikrofone, Kameras und Notizblöcke in Sichtweite sind, dann sorgt sie dafür, dass sich das ändert.

Letzte Woche hatte sie eine gute Woche. Sie hatte den *Blick* eingeklagt, der Ende 2014 ihre angebliche Schändung durch einen Zuger Politiker ruchbar gemacht hatte. Am Gericht waren die Kameras, Mikrofone und Notizblöcke geballt vor Ort. Spiess-Hegglin war im Element.

Das ist sie seit Jahren. Der *Tages-Anzeiger* wunderte sich schon vor längerem darüber, wie sie ihre eigene Sexaffäre unablässig «weiterbefeuert», und fragte sich: «Warum redet Jolanda Spiess-Hegglin immer weiter?»

Sie redet seit 2014 immer weiter. Von SRF-«Reporter» liess sie sich zwei Jahre lang begleiten, sie war bei «Schawinski» und bei «10 vor 10». Die Interviews und Auftritte in den führenden Zeitungen von *Tages-Anzeiger* über *NZZ* bis *Berner Zeitung* jagen sich bis heute, genauso wie in den grossen Online-Portalen wie *20 Minuten* und *Watson*.

## Sie will alles, nur nicht vergessen werden

Und sie redet nicht nur ständig, sondern sie liefert auch perfekte Schlagzeilen aus der anzüglichen Ecke. Über sich selber sagt sie dann: «Ich bin eine Projektion für sexuell Frustrierte.» Sie hat mit ihrer permanenten Bewirtschaftung des eigenen Skandals damit etwas geschafft, was es in den Medien noch nie gab. Volle vier Jahre und vier Monate, nachdem die Zuger Sexaffäre publik wurde, ist die Zuger Sexaffäre so springlebendig wie am ersten Tag.

Spiess-Hegglin ist ein Medienstar geworden. Sie will alles, nur nicht vergessen werden. Das ist das komplette Gegenteil davon, wie sonst die Skandalbewältigung abläuft.

Als etwa im Sommer 2014 die Affäre um die Nackt-Selfies des Badener Stadtmanns Geri Müller aufflog, machte Müller eine Pressekonferenz und gab danach nur zwei grössere Interviews, eines in der «Rundschau» und eines in der *Aargauer Zeitung*. Sonst schwie er. Der Skandal flaute darum rasch ab. Drei Monate später stand Müller wieder voll in Amt und Würden.

Genauso war es beim früheren Botschafter Thomas Borer. Nachdem Ringiers Blick-Gruppe 2002 von einer angeblichen Affäre



Wie Nudeln im sprudelnden Wasser: Spiess-Hegglin.

schrrieb, gab Borer ebenfalls nur zwei grössere Interviews, eines in der *Weltwoche* und eines im *Facts*. Sonst schwie er. Die Sache flaute darum rasch ab. Drei Monate später zahlte Ringier eine Millionenentschädigung.

Spiess-Hegglin macht das Gegenteil. Sie ist die grösste Skandalnudel in unserer Medien-geschichte, wenn man als Skandalnudel eine Person definiert, die den eigenen Skandal unablässig wie Nudeln im sprudelnden Wasser am Kochen hält.

Jolanda Spiess-Hegglin war selber einmal Journalistin. Während sieben Jahren arbeitete sie als Produzentin und Reporterin für *Tele Tell* und für *Radio Sunshine*. Fairerweise müssen wir von den Medien also einmal danke sagen: Liebe Kollegin, vielen Dank für all die Storys, die wir seit Jahren geliefert bekommen.

Interessant wird nun sein, wie das Gericht die Klage von Spiess-Hegglin gegen den *Blick* beurteilt. Es ist eine völlig ungewohnte Ausgangslage. Im Normalfall gehen sogenannte Medienopfer vor Gericht, weil sie von den Medien in Ruhe gelassen werden wollen.

In diesem Fall will das sogenannte Medienopfer seit Jahren nur eines – von den Medien auf keinen Fall in Ruhe gelassen werden.

Mehr zum Thema: Seite 44

# Nolde musste weg

Von Henryk M. Broder — Jetzt ist das Bundeskanzleramt rein.

86 Jahre nach der sogenannten Macht-ergreifung und 74 Jahre nach dem Ende des Tausendjährigen Reichs hat die «biologische Amnestie» ihr Werk vollendet. Die alten Nazis schmoren in

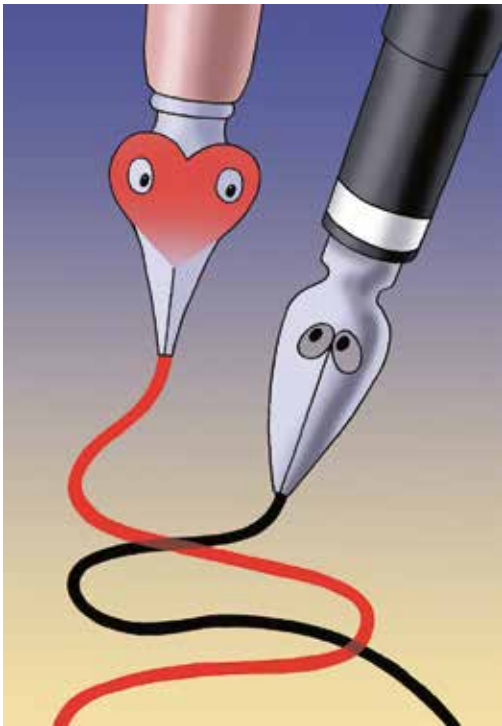


der Hölle, ihre Namen sind nur noch Schall und Rauch: Hans Globke, Theodor Oberländer, Hans Filbinger... Aber die Entnazifizierung der Bundesrepublik geht weiter, man könnte sogar sagen, sie kommt jetzt erst richtig in Fahrt. Wie eben bekannt wurde, hat die Kanzlerin zwei Bilder von Emil Nolde aus ihrem Büro entfernen lassen, die noch von Helmut Schmidt angeschafft worden waren, nachdem ihr jemand zugesteckt hatte, dass Nolde ein Antisemit und Hitler-Bewunderer war, obwohl er vom «Führer» zu den «entarteten Künstlern» gezählt wurde. Jetzt ist das Bundeskanzleramt nicht nur sauber, sondern porentief rein, und in den Medien wird darüber diskutiert, wie streng die Massstäbe sein müssen, die man an einen Künstler anlegt, schliesslich sei auch der grosse Günter Grass bei der Waffen-SS dabei gewesen. Die Frage ist berechtigt, aber irrelevant. Die Vertreibung Noldes aus dem Bundeskanzleramt ist eine merkelsche Geste, ähnlich wie ihr wohlfeiles Versprechen, die Sicherheit Israels sei Teil der deutschen Staatsräson.

Die Kanzlerin reist gerne nach Bayreuth, um dort Wagner-Opern zu lauschen, wobei es sie nicht stört, dass der Komponist ein passionierter Judenhasser war. Zum 500. Jahrestag der Reformation hat sie eine Rede auf den «streitbaren Augustinermönch Martin Luther» gehalten, der einen «Stein ins Rollen» brachte, «der die Welt für immer verändern sollte», wobei sie «Luthers Ausfälle gegen Andersdenkende und Andersglaubende, insbesondere gegen Juden» nur beiläufig streifte. Gemessen an Luther und Wagner war Nolde allenfalls ein Salon-Antisemit. Weil es aber weit mehr Luther- und Wagner-Fans als Nolde-Verehrer gibt, ist es praktischer, über Nolde den Stab zu brechen, als Bayreuth fernzubleiben. Gleiches gilt für die vielbeschworene «Solidarität» mit Israel. Die endet dort, wo der Handel mit dem Iran anfängt, profitabel zu werden. Das heisst bei einem Volumen von etwa 3,4 Milliarden Euro. Als kostenlose Zugabe gibt es ein Glückwunschtelegramm des Bundespräsidenten zum Jahrestag der iranischen Revolution. Und, wer weiss, vielleicht trifft man sich eines Tages in Bayreuth.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man Claudia Schumacher empfehlen, ihre Artikel in der Kolumne «Fast verliebt» jeweils dem *Weltwoche*-Pfarrer Peter Ruch zwecks moralischer Abklärung zu unterbreiten? Sie sind ja nur zwei bis drei Seiten voneinander entfernt.

*Kurt Bühlmann, Mont-sur-Rolle*

Obschon die Bibel weiseste Handlungsanweisungen enthält, betrachte ich mich nicht als Moralexperthen. Experte in Liebesfragen ist meines Erachtens jeder und niemand. Claudia Schumacher schreibt zu diesem Thema sehr lesenswerte Kurzgeschichten mit lehrreichen Einschätzungen – auch ohne dass ich meinen Senf dazugebe. Und noch etwas: Müsste sie jede Woche zum Thema «Fast verliebt» mit mir Kontakt aufnehmen, bestünde das Risiko, dass ich mich fast in sie verlieben könnte, was die Sache allzu kompliziert machen würde.

*Peter Ruch*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Der Sterbewillige findet immer einen Weg, um aus dem Leben zu scheiden.» *Werner Häberli*

### Vernachlässigung der Objektivität

Nr. 15 – «EU-Rahmenvertrag: Wo die NZZ falschliegt»; Editorial von Roger Köppel

In einem freisinnig-liberalen Haus aufgewachsen, lese ich die NZZ seit meinem 13. Altersjahr. Auch nach siebzig Jahren ist die Zeitung noch mein Vorzugsblatt, nebst der *Weltwoche*. Leider muss ich feststellen, dass die objektive Berichterstattung immer mehr vernachlässigt wird und dem Mainstream beziehungsweise gewissen Interessenvertretungen gefolgt wird. Bereits über lange Zeit versuche ich, mir eine klares Bild über den EU-Rahmenvertrag zu machen, was aber aufgrund nur scheinbar veröffentlichter Information sehr schwierig ist. Das Editorial von Roger Köppel gibt kurz zusammengefasst einen guten Überblick und bestätigt meine Einschätzung über mangelhafte Berichte in der NZZ. Ich gratuliere zu diesem Elaborat, das mein Nein bestätigt hat.

*Hans U. Lüscher, Fislisbach*

### Geradezu elegant, menschenwürdig

Nr. 15 – «Ein helvetisches Heiligtum»; Matthias Ackeret über Sterbehilfe

Der Sterbewillige findet immer einen Weg, um aus dem Leben zu scheiden: Er kann vor einen Zug, aus dem Fenster oder von einer Brücke springen, sich die Pulsadern aufschneiden oder sich erschiessen. Da scheinen mir Exit/Dignitas geradezu elegant, menschenwürdig. Ich habe zwei Personen gekannt, die mit ganz klarer Absicht Exit gewählt haben, nach Regelung ihrer gar nicht ärmlichen Hinterlassenschaft. Traurig macht es mich hingegen, wenn Menschen, die gerne noch leben möchten, sterben müssen.

*Werner Häberli, Brüttisellen*

Wie kann sich jemand anmassen, zu bestimmen, wann ein Mensch sein Leben als nicht mehr lebenswert zu empfinden hat? Zum Glück haben die Schweizer Bürger Toleranz bewiesen, als sie kranken Menschen ermöglichten, den Freitod zu wählen. Der jährliche Mitgliederbeitrag bei Exit beträgt 45 Franken, da ist wohl kaum ein hoher Profit drin.

*Ursula Venosta, per E-Mail*

Frau S. beschloss nach reiflicher Überlegung, ihr Leben sei nicht mehr lebenswert. Sie konnte auch einen Arzt überzeugen, und sie beendete ihr Leben mit Hilfe von Exit. Matthias Ackeret hatte sie wenige Tage vor ihrem Ableben erstmals getroffen, und sie hatte einen gesunden Eindruck auf ihn gemacht. Als offensichtlicher



*Traum vom schmerzlosen Ende.*

Gegner der Sterbehilfe empörte er sich über das Verhalten von Frau S., des Arztes und von Exit. Aber war es wirklich nötig, in einem polemischen *Weltwoche*-Artikel sich selber als Besserwisser zu entlarven?

*Peter J. Huber, Altendorf*

Der Mensch kommt ungefragt auf die Welt, und dann, nachdem er ein mehr oder weniger erfülltes Leben gelebt hat, kommt das Ende. Aber wie? Jeder träumt von einem Herzstillstand im Schlaf oder einem schmerzlosen Ende. Aber leider kommen mit zunehmendem Alter Beschwerden aller Art oder das Gefühl: Jetzt ist genug. Und dann? Ist der Freitod – der Sprung vor den Zug, von einer Autobahnbrücke oder einem Hochhaus – wirklich die richtige Lösung? Oder bleibt als Alternative nur noch das Sterben im Pflegeheim – auch wenn die Palliativmedizin grosse Fortschritte gemacht hat? Ich bin glücklich über Organisationen wie Exit. Aber so einfach, wie es der Autor beschreibt, ist das nicht. Eine seriöse Information sieht anders aus. *Herbert Büttner, Männedorf*

### Jede Macht braucht eine Gegenmacht

Nr. 15 – «Heute ja, morgen nein»; Kolumne von Herodot

Herodot, der Jüngere, irrt. Das europäische Waffenrecht ist schon heute irrational und bürgerfeindlich. Wer seinen Bürgern nicht traut, kann kein Demokrat sein. Im Vergleich



zu «ihren» Staaten haben Zivilpersonen im Verlauf der Geschichte nicht einmal ein Promilles an Menschen umgebracht. Jede Macht braucht zur Verhinderung ihrer ungebremsten Ausdehnung eine Gegenmacht. Beim Staat ist es der Bürger. Das heisst, es gibt kein Gewaltmonopol des Staates in einer Demokratie. Weiter ist grundsätzlich festzuhalten: Es gibt zwei Lebensformen: Jäger oder Beutetier. Nur die Dummen machen sich selber zur Beute. Alle Terroranschläge der letzten Jahre in Europa wurden mit illegal eingeführten Waffen begangen. Es gibt Abermillionen Waffen, die nicht behördlich kontrolliert sind. Mit den vielen Konfliktherden und der Waffenproduktion weltweit wird diese Zahl weiter steigen. Eine Kontrolle ist unmöglich. Was bleibt, ist die Möglichkeit, ein gesundes Gemeinwesen mit verantwortungsbewussten Bürgern zu schaffen.

Roland Stäubli, *Wahlen bei Laufen*

### Denken verboten

Nr. 15 – «Hört nicht auf die Klimapopulisten!»; Essay von Martin Rhonheimer

Als Ergänzung zu diesem Artikel noch einen unerwünschten Kommentar zu den freitags streikenden Schülern: Diese «Streikenden» wären glaubwürdiger, wenn sie ihre Aktionen in ihre Freizeit legten. Sie lassen sich lieber instrumentalisieren. Wir brauchen aber keine schwedischen Gören, die unsere Kinder zum Schulschwänzen anstiften, denn diese Art Streik ist problematisch. Wer streikt, will schaden. Wem schaden denn eigentlich streikende Schüler? Doch eigentlich sich selbst, weil sie die Möglichkeit, durch den Schulunterricht ihre Bildungsanstrengungen ununterbrochen fortzuführen, bewusst fallen lassen.

Hermann Schubart, *Marburg (D)*

Menschenausgrenzungen und Ideologien verunmöglichen eine sachliche Streitkultur. So setzen sich heute immer mehr Menschen gar nicht mehr objektiv mit den Argumenten auseinander und werden immer immuner dagegen. Die Meinung wird mit Bauchentscheiden zur Glaubenssache. Mit der Klimahysterie und dem Motto «Denken unmöglich oder verboten» können ja die Ziele schneller erreicht werden! Bruno Bettoli, *Gross*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich gehe in die Sekundarschule und sehe, wie wichtig Familie und Herkunft für die Mitschüler aus dem Kosovo oder anderen Ländern sind. Bei den Schweizern allerdings ist das nicht so wichtig. Niemand ist «stolz», Schweizer zu sein. Kein Schweizer fühlt sich wahnsinnig provoziert oder verletzt, wenn etwas gegen die Heimat oder die Familie gesagt wird. Ist das positiv? Wie sehen Sie das?  
*Roman S., Amriswil*

Man muss stets bedenken: Deine Mitschüler «aus dem Kosovo oder anderen Ländern» sind hier in der Schweiz in einem für sie fremden Staat. Das ist eine besondere Situation. Auch ich als Schweizer reagiere in einem fremden Staat weit empfindlicher, wenn man dort über mein Land Schlechtes oder Abschätziges erzählt oder gar Kritik übt, die nicht zutrifft. Irgendwie findet man, dass es sich für Ausländer dort eigentlich nicht geziemt, das eigene Land zu kritisieren, denn man findet, eigentlich gehe es ja den Fremden nichts an. Schliesslich gilt: Andere Länder, andere Sitten.

In der Schweiz macht dies einem viel weniger, denn man ist ja im eigenen Land und mag Kritik und viel Kritik, ja sogar Verunglimpfung, ertragen. Auch von Ausländern in unserem Land.

Wahrscheinlich würden deine Mitschüler «aus dem Kosovo und anderen Ländern» in ihren Ländern auch weniger empfindlich reagieren. Darum geht es ihnen wie uns Schweizern. Auch wir sind «stolz Schweizer» vor allem im Ausland.

Darum habe ich Hemmungen, vor Ausländern deren Heimatland zu kritisieren.

## Auch ich reagiere empfindlich, wenn man über mein Land Abschätziges erzählt.

Ich denke dann oft, eigentlich geht mich das ja nichts an, es ist ja ihr Heimatland, und wir haben genug vor der eigenen Türe zu wischen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DIE WELTWOCH

## Die Weltwoche im «Taschenformat».

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe seit 2013 im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.

Neu:  
Mit Bildern  
und  
Illustrationen



# «Keine Angst, es geht auf Ostern»

Eine Clique der Credit Suisse wolle die Schweiz in die EU führen, sagt alt Bundesrat Christoph Blocher. Sollte sie Erfolg haben, würde das die Schweiz zerstören. Die Welt werde aber auf keinen Fall untergehen. Seine Enkel müssten sich um das Klima keine Sorgen machen. *Von Erik Ebnetter und Roman Zeller*

Christoph Blocher posiert gerade für die Fotografin, als seine Frau den Raum betritt. «Warum trägst du nicht deinen neuen *Tschopen*», fragt sie. Blocher sagt: «Ich muss nicht gut aussehen, ich muss nur gut reden.» Nachdem er wochenlang jede Interviewanfrage abgelehnt hat, spricht er nun wieder mit Journalisten. Seine einzige Bedingung: Es müsse um die grossen Linien gehen. Kleiderfragen gehören offensichtlich nicht dazu.

**Herr Blocher, welche politische Frage beschäftigt Sie zurzeit am meisten?**

Die Gefährdung unserer freiheitlichen Ordnung. Gerade heute ist der Druck auf die Freiheit massiv: einerseits durch Politiker, die uns an die EU anbinden wollen, andererseits durch grüne Aktivisten, die uns mit einem freiheitsraubenden Korsett von Bevormundungen, Abgaben und Verboten drangsalieren wollen. Während es sich bei der Klimapolitik um ein Modethema handelt, geht es bei der Europapolitik aber um die entscheidende Frage für unser Land.

**Wie lautet diese Frage?**

Wer ist der Gesetzgeber? Bestimmen die Schweizer ihre Zukunft noch selber? Wenn wir das Rahmenabkommen unterschreiben, wird die EU in weiten Teilen zu unserem Gesetzgeber. Sie wäre der Souverän und die Schweiz eine Kolonie.

**Die Befürworter des Rahmenabkommens sagen, die Vorstellung des souveränen Kleinstaats sei ein Trugbild. Eric Gujer, der Chefredaktor der NZZ, nennt die Schweiz «wirtschaftlich und technologisch eine Grossmacht und dennoch abhängig von der EU». Das Rahmenabkommen sei zentral für den künftigen wirtschaftlichen Erfolg des Landes, argumentiert er sinn-gemäss.**

Der letzte Satz ist eine Dummheit. Aber man kennt dieses Schreckensszenario. Schon 1992, als es um den Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) ging, klang es so. Das ist der Vorteil des Alters, man redet aus Erfahrung: Alles, was Rang und Namen hatte, beteuerte damals, beim Nichtbeitritt würde die Schweiz verarmen. Und was passierte? Volk und Kantone entschieden sich bei fast 80 Prozent Stimmbeteiligung für die Freiheit und gegen die Unterwerfung. Heute steht die Schweiz wirtschaftlich und technologisch in fast allen Ranglisten an der Spitze, wie

Herr Gujer ja selber feststellt. Sein Artikel ist voller Widersprüche.

**Er schreibt, wer von Kolonialvertrag rede, halte sich für einen Sklaven. Fühlen Sie sich angesprochen?**

Nein. Was ist denn eine Kolonie? Ein Staat, in dem die Bürger nichts mehr zu sagen haben, weil dort eine fremde Macht befiehlt. Wer sich dagegen nicht wehrt, macht sich doch zum Sklaven, nicht umgekehrt. Deshalb argumentiert ein NZZ-Chefredaktor so widersprüchlich? Spricht er mit der Stimme seines Herrn?

**Wer soll sein Herr sein?**

Die NZZ ist zurzeit das Sprachrohr gegen eine selbstbestimmte Schweiz. Die treibenden Kräfte findet man im Epizentrum der Credit Suisse und deren Umgebung.

**Rund um Walter Kielholz, ihren früheren Präsidenten?**

Ja. Er will, dass die Schweiz der EU beitrifft. Darum fordern seine Leute einen Unterwerfungsvertrag, gleichgültig, was drinsteht.

**Warum sollte Herr Kielholz das wollen?**

Das müssen Sie ihn fragen. Es geht natürlich um Sonderinteressen. Heute lässt es die EU zum Beispiel nicht zu, dass unsere Banken von der Schweiz aus in der EU um Kunden werben. Die Banken glauben, dies würde durch das Rahmenabkommen geändert. Das

---

**«Cassis steht unter grossem Druck seiner Beamten. Ich glaube, er wird kippen.»**

---

ist doch eine Lappalie. Und deswegen sollen die Schweizer Bürger auf ihre Freiheit verzichten? Die Industrie merkt wenigstens langsam, dass dieses Abkommen nicht unterzeichnet werden kann.

**Wie zeigt sich das?**

Viele Industrielle haben begonnen, das Abkommen zu lesen. Sie sagen mir, einen solchen Vertrag dürfe man niemals unterschreiben. Sie sehen, dass wir damit unsere besseren Rahmenbedingungen ausser Kraft setzen würden. Die Bürger könnten nicht mehr frei über Steuer-, Sozial-, Ausländerpolitik und vieles anderes bestimmen.

**Und weshalb sind dann die Wirtschaftsverbände trotzdem eher für das Abkommen?**

Diese Verbände werden von den grossen Firmen mit Sonderinteressen im Ausland dominiert. Und von Leuten, die mit dem

Staat verbandelt sind. Im leitenden Ausschuss von Economiesuisse sitzt Hansueli Loosli, der Swisscom- und Coop-Präsident. Grossverteiler wie Coop sind natürlich für offene Grenzen, um billig importieren zu können. Monika Rühl, die Direktorin von Economiesuisse, kam direkt aus der Bundesverwaltung. Peter Grünenfelder, der Direktor von Avenir Suisse, ist ein früherer Staatsschreiber. Alles rechtschaffene Leute, aber keine Leute aus der Wirtschaft.

**Nur weil jemand beim Staat arbeitet, muss er die Schweiz nicht in die EU führen wollen.**

Aus meiner Zeit im Bundesrat weiss ich: Die Verwaltung will den EU- und auch den Nato-Beitritt, und zwar querbeet, vom Ausen- bis zum Verteidigungsdepartement.

**Im Bundesrat gibt es keine Mehrheit für das Rahmenabkommen, wie es nun vorliegt.**

Noch nicht, zum Glück. Auch die Gewerkschaften sehen heute, wie es rauskommt, wenn die EU entscheidet. Zu befürchten ist aber, dass die Gewerkschaften mit den Wirtschaftsverbänden ein Päckchen machen werden, zum Nachteil des freien Arbeitsmarktes. Das heisst, Simonetta Sommaruga und Alain Berset werden das Abkommen durchwinken – aber selbstverständlich erst nach den Wahlen 2019.

**Und die anderen Bundesräte?**

Unsere halten dagegen, und ich glaube auch nicht, dass Karin Keller-Sutter dem Abkommen zustimmen wird. Viola Amherd wird es wohl unterstützen, und dann wird alles an Ignazio Cassis hängen.

**Sie glauben, er wird zustimmen?**

Er steht unter grossem Druck seiner Beamten. Ich glaube, er wird kippen, auch wenn er das Abkommen persönlich wohl ablehnt.

**Wann rechnen Sie mit der Volksabstimmung?**

2021 oder 2022. Aber wie ich höre, will man das obligatorische Referendum umgehen. Es würde dann ein einfaches Volksmehr genügen. Die Stände wären ausgeschaltet, obschon das Abkommen stark in den Föderalismus eingreift. Das wäre ein weiterer demokratiepolitischer Skandal. Es scherbelt an allen Ecken und Enden.

**Glauben Sie, die SVP wird den Abstimmungskampf allein gegen die anderen Parteien bestreiten?**

Ich fürchte es. Das war schon beim EWR so. Aber erfreulicherweise gibt es heute viele Persönlichkeiten ausserhalb der SVP, die





«Es zählt das Dauerhafte»: Blocher in seiner Bibliothek in Herrliberg.

öffentlich und viel öfter noch privat sagen, dass das Abkommen abzulehnen sei. Wenn ich nur schon an die mutigen Stellungnahmen von Carlo Jagmetti und Paul Widmer denke. Die beiden wissen als ehemalige Botschafter genau, wovon sie reden. Und es gibt viele andere, die sich ähnlich äussern: Carl Baudenbacher, der ehemalige Efta-Gerichtspräsident. Oder Gerhard Schwarz, der bei der NZZ und bei Avenir Suisse in leitender Stellung stets die Wirtschaft verteidigte. Oder Nick Hayek von Swatch, der mutig seine Meinung sagt. Viele Industrielle versichern mir, sie seien gegen das Rahmenabkommen. Das stimmt mich zuversichtlich.

**Falls das Abkommen trotzdem angenommen wird: Wäre damit Ihr politisches Erbe auf einen Schlag entwertet?**

Bis jetzt ist die Schweiz dank dem Widerstand der SVP nicht Mitglied der EU. Natürlich wäre das Rahmenabkommen ein gewaltiger Rückschlag. Die Zerstörung unserer Staatssäulen wäre auch eine Zerstörung der Schweiz.

**Was macht die Schweiz denn aus?**

Die Säulen sind Selbstbestimmung, direkte Demokratie, Föderalismus und bewaffnete Neutralität.

**Das ist sehr politisch gedacht.**

Richtig. Daneben kennt die Schweiz eine freiheitliche Wirtschaftsordnung, massgeschneiderte Gesetze, eine grosse Welt-offenheit, eine hohe Selbstverantwortung der Leute, der Unternehmen – immer im Vergleich mit dem Ausland natürlich.

**Dann nochmals: Was macht die Schweiz aus?**

Die Schweiz ist ein Sonderfall. Jetzt sagen Sie, das sei jedes Land. Stimmt, aber wir haben den schweizerischen Sonderfall, mit eigener Geschichte und besonderer geografischer Lage. Die Kombination von direkter Demokratie, ausgeprägtem Föderalismus und bewaffneter Neutralität ist einzigartig. Für die Schweiz ist es das richtige System. Es hat sich bewährt. Die Staatssäulen halten das Land gegen innen zusammen und gegen aussen offen – aber immer unabhängig.

**Und Sie wollen diese Säulen bewahren.**

Ja, zum Wohl der Schweiz. Das ist das Konservative meiner Politik, denn *conservare* heisst ja bewahren. Wir sind ein kleines Land mit natürlicher Armut. Die Staatssäulen haben Wohlfahrt ermöglicht. Meine Auffassung bezeichne ich als liberal-konservativ.

**Sie sind seit bald einem halben Jahrhundert in der Politik. Was ist Ihre wichtigste Erkenntnis?**

Es zählt das Dauerhafte. Das heisst, ein Politiker darf nicht jedem populären Thema hinterherrennen. Es ist auch nicht die wichtigste Aufgabe einer Partei, in Wahlen gut abzuschneiden. Wer nur ein Pöstchen ergattern will, hat das falsche Motiv für die politische Arbeit. Das Motiv muss das Wohl des Landes

sein. «Themen statt Pöstchen», überschrieb ich einmal eine Albisgütli-Rede. Es ist ganz einfach: Wir Politiker stellen den Bürgern unser Programm vor, und die Bürger entscheiden sich für oder gegen dieses Programm.

**Trotzdem sorgten Sie jüngst dafür, dass Konrad Langhart, der Präsident der zürcherischen SVP, abgelöst wurde, nachdem die Partei die Wahlen verloren hatte.**

Die verlorenen Kantonsratswahlen waren nicht ausschlaggebend dafür. Die grundlegende Parteiarbeit wurde seit Jahren vernachlässigt. Darum musste die Führung verbessert werden.

**Welche Arbeiten meinen Sie?**

Ich kann und will jetzt nicht alles im Detail aufzählen. Aber sowohl bei den kommunalen wie auch den kantonalen Wahlen fehlte eine gründliche Vorarbeit. Das geht einfach nicht. Parteikommissionen wurden nicht mehr einberufen, Botschaften, Konzepte, Terminpläne fehlten.

**Und deshalb entschieden Sie, Langhart auszuwechseln?**

Ich entschied gar nichts, sondern der Vorstand bestimmte. Man beschloss, dass die Präsidiumsmitglieder genügend Zeit einsetzen müssen und im Herbst nicht für den Nationalrat kandidieren dürfen, um sich voll auf die Partei konzentrieren zu können. Das führte zum Rücktritt des Präsidenten und der beiden Vizepräsidenten. Darum wurden dem Vorstand ein Präsident und drei Vizepräsidenten, wählbar bis Ende Jahr, vorgeschlagen. Der Vorstand befürwortete diese Lösung, ebenso die Delegiertenversammlung. Mehr Demokratie geht nicht.

**Langhart beschwerte sich aber nicht als Einziger. Es gab für einmal viel Widerspruch von der Basis.**

Das ist doch normal. Alles ging ziemlich schnell, und die Delegiertenversammlung wurde mangelhaft geleitet. Viele hätten es gerne etwas ruhiger gehabt. Wenn man Erfolg hat, schlafen die Leute ein. Um die besten Lösungen muss immer gerungen werden. Das ist mühsam, aber notwendig.

**Wie steht es um die nationale Partei?**

Die SVP wird in den Wahlen vom Herbst wohl nicht über ihr Allzeithoch von 2015 hinauskommen. Das ist keine Katastrophe. Die Aufgabe der Partei ist es, einen Weg aufzuzeigen, wie die Schweiz ein freierlicher und sicherer Staat bleiben kann. Der Slogan für die Wahlen lautet deshalb «Frei und sicher».

**Was ist mit der Klimadebatte: Wie soll die SVP darauf reagieren?**

Die SVP war immer für saubere Luft, sauberes Wasser und gesunde Böden. Viel wurde und wird hier getan. Aber es ist verwerflich, geradezu diktatorisch, Auflagen, Steuern,

Abgaben, Gebühren, Verbote und Bevormundungen zu fordern, die den Menschen grosse Lebenslasten aufbürden und doch für das Klima praktisch belanglos sind.

**Und was heisst das konkret?**

Wir müssen die Bürger zum Beispiel fragen: Wollt ihr 20 Prozent mehr fürs Benzin bezahlen? Wollt ihr 1400 Franken mehr fürs Heizen bezahlen? Wollt ihr aufs Reisen verzichten? Wollt ihr kein Fleisch mehr essen? Und wir müssen die Interventionisten fragen: Was bedeuten eure Massnahmen für Pendler? Was für Werk tätige in der Privatwirtschaft? Was für unsere Siedlungsstrukturen und Randregionen? Für die Bauern? Das Gewerbe? Den Mittelstand? Die Leute haben Ende Monat alle Rechnungen zu bezahlen. Und zwar heute, nicht erst 2050.

**Was sagen Sie den Bauern, die über Dürre klagen?**

Natürlich war es 2018 trocken. Aber das ist nichts Neues. Ich erinnere mich gut an 1947 und 1949. Damals herrschte eine viel stär-

---

**«Die SVP war immer für saubere Luft, sauberes Wasser und gesunde Böden. Viel wurde hier getan.»**

---

kere Hitze und Trockenheit. Darauf folgten wieder nasse Sommer. Wirklich gefährlich wird es, wenn wir mit interventionistischen, freiheitsraubenden Massnahmen auf solche Ereignisse reagieren und die Leute damit in die Armut treiben.

**Aber es gibt doch Anzeichen, dass sich etwas verändert. Die Gletscher schmelzen...**

Das ist eine Tatsache, ja. Aber die vorgeschlagenen Massnahmen werden daran nichts ändern. Die Gletscherschmelze ist unschön, aber auch daran geht die Erde nicht zugrunde. Wenn es wirklich an der Klimaveränderung liegt, können wir daran leider nichts ändern.

**Nichts?**

Nehmen wir einmal an, der Klimawandel sei tatsächlich vor allem durch das CO<sub>2</sub> verursacht, das der Mensch in die Atmosphäre ausstösst.

**Zweifeln Sie daran?**

Jedenfalls ist es sehr umstritten. Nehmen wir einfach an, es sei so. Glauben Sie denn wirklich, acht Millionen Schweizer könnten daran etwas ändern? Das ist grössenwahnsinnig.

**Sie sagen doch immer, man solle nicht fragen, was etwas bringe. Es gehe darum, ob etwas richtig oder falsch sei?**

Nein. Effizienz und Kosten sind schon entscheidend, ob eine Massnahme richtig oder falsch ist.

**Es genügt nicht, zu sagen, wir gehen mit gutem Beispiel voran?**

Ein gutes Beispiel nützt nur, wenn es andere nachahmen. Das ist hier nicht der Fall.

**Herr Blocher, wie alt sind Ihre ältesten Enkelkinder?**

Meine älteste Enkelin ist jetzt achtzehn.

**Beteiligt sie sich an den Klimastreiks?**

Nein, obwohl sie an die Mittelschule geht, wo das Thema allgegenwärtig ist. Ich fragte sie kürzlich: «So, redet ihr auch über den Klimawandel?» Sie sagte: «Grosspapi, hör auf, ich will das jetzt nicht auch noch mit dir diskutieren.» Aber ihre Klasse geht nun immerhin ins Toggenburg auf die Maturareise.

**Das wird Ihnen gefallen ...**

Ja, das ist doch gut. Aber bitte ohne Weltrettungsproklamation. Heute leben 8,4 Millionen Menschen in der Schweiz; noch 1990 waren es 6,7 Millionen. Allein schon deshalb verbrauchen wir viel mehr CO<sub>2</sub>. Aber davon spricht niemand.

**Was antworten Sie einem Jugendlichen, der Ihnen sagt, er fürchte sich vor dem Klimawandel?**

Wer lebt, braucht Rohstoffe. Wir essen Fleisch, Fisch, Früchte, Gemüse, Salat, Reis, Soja, tragen Kleider, fahren Auto und so weiter. Das Fleisch stammt von Tieren, und wer Salat isst, vernichtet Pflanzen, also Leben. Wir können nur so leben und müssen davor keine Angst haben. Wir alle wandeln nur um. Es geht nichts verloren. Es gibt Kreisläufe der Natur.

**Sie zitieren ja gerne Albert Anker: «Siehe, die Welt ist nicht verdammt.»**

Es ist eine gute und tiefe Botschaft. Ich habe eine andere schöne Geschichte. Ich las von einer Magd, die lebenslänglich in einem grossen Haushalt arbeitete. Sie war ein Faktotum. Wer immer eine Sorge hatte, ging zu ihr. Und sie tröstete stets mit demselben Satz: «Keine Angst, es geht auf Ostern.» Sie hat recht, es geht ja immer auf Ostern zu.

**Was bedeutet das?**

Wir sind erlöst. Mein Bruder Gerhard war Pfarrer. Oft trösteten wir uns lachend mit: «Keine Angst, es geht auf Ostern.» Als er im Sterben lag, sagten mir die Ärzte, er sei nicht mehr ansprechbar. Ich ging zu ihm ins Zimmer, um Abschied zu nehmen. Als ich seine Hand ergriff, öffnete er plötzlich die Augen und sprach: «Keine Angst, es geht auf Ostern.»

**Wie feiern Sie Ostern?**

Unsere zwölf Enkel kommen, und die Jüngeren suchen Eier. Wir haben ja einen grossen Garten.

**Verstecken Sie die Ostereier eigenhändig?**

Jawohl. Für die Kleinen mehrmals, ohne dass sie es merken. Aber wir legen auch Wert darauf, dass Ostern der Tag der Auferstehung ist. Wir besuchen den örtlichen Gottesdienst.

**Warum ist Ihnen das wichtig?**

Ich will die Botschaft der Bibel hören, aber ohne Frömmelei. Wir leben alle von der Gnade Gottes. ○



# Ein wichtiger Teil der SonntagsZeitung: Sunrise.

Die rund 3500 Mitarbeitenden der Newsgruppe Tamedia müssen sich immer und überall über laufende Ereignisse informieren. Dank bestem Service und einer kundenspezifischen Inhouse-Mobile-Abdeckung sind sie immer erreichbar. Mehr über unsere Lösungen für Geschäftskunden auf [sunrise.ch/business](http://sunrise.ch/business)



# Sunrise

Die Nummer 1 für 3 Millionen.

# Verbrecher willkommen

Die Schweiz wird zum sicheren Hort für Verbrecher und Terroristen. Selbst bei schweren Straftaten gelingt es den Schweizer Behörden nicht, die Täter konsequent auszuweisen.

Von Hubert Mooser

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) schreibt der Schweiz einmal mehr vor, wie sie mit kriminellen Ausländern verfahren muss. Vergangene Woche haben die Strassburger Richter entschieden, dass die Schweiz einen Kosovaren, der 2003 in Basel eine Frau vergewaltigte und dafür von einem Basler Gericht zu über zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde, nicht ausweisen darf. Die Eidgenossenschaft verstosse sonst gegen Artikel 8 der Menschenrechtskonvention – also gegen das Recht auf Schutz des Privat- und Familienlebens.

Für die SVP, die 2010 erfolgreich die Initiative zur Ausschaffung krimineller Ausländer durchgebracht hat, ist das Urteil des EGMR inakzeptabel, wie die Partei in einer Pressemitteilung nach dem Urteil verkündete. In der Schweiz habe nur «unser Verfassungsrecht zu gelten». Linke Politikerinnen wie die Grüne Sibel Arslan bejubelten öffentlich den Entscheid. Als es um den Walliser CVP-Nationalrat Yannick Buttet ging, der nach Stalking-Vorwürfen und anonymen Beschuldigungen wegen sexueller Belästigung zurücktreten musste, zeigte sich die Baslerin weniger gnädig.

Der aktuelle Fall um den Kosovaren trägt Züge eines Schildbürgerstreichs der Schweizer Asyl- und Ausländerbehörden. Erst sieben Jahre nach der Vergewaltigung verfügte das Bundesamt für Migration (heute Staatssekretariat für Migration), der Kosovare müsse die Schweiz unverzüglich verlassen. Aber als A., wie er in den Prozessakten genannt wird, 2014 zusammen mit seinem ältesten Sohn in das Kosovo reiste, stellte ihm der Kanton Basel-Landschaft, wo er gemeldet war, kurzfristig ein Rückreisevisum aus, mit dem A. wieder in die Schweiz einreisen durfte. Und so weilt der Kosovare sechzehn Jahre nach seinem schweren Verbrechen immer noch in der Schweiz, obwohl man ihn gemäss Gesetz sofort hätte ausschaffen müssen.

## Überforderte Asylbehörden

Das ist alles andere als die konsequente Wegweisung krimineller Ausländer, wie sie das Parlament verlangt. Erst in der Frühjahrssession 2019 hat nach dem Ständerat auch der Nationalrat einer entsprechenden Motion des Aargauer Ständeherrn Philipp Müller (FDP) zugestimmt. Die Härtefallklausel, die der Situation von Personen Rechnung tragen soll, welche in der Schweiz geboren und aufge-



Hindernislauf: Flughafengefängnis Kloten.

wachsen sind, werde zu oft angewandt, kritisierten Politiker. Nun verhindern fremde Richter die Ausweisung eines Straftäters.

«Das Urteil bedeutet ja nicht, dass diese Person nicht ausgeschafft werden darf», beruhigt Kurt Fluri (FDP), Präsident der Staatspolitischen Kommission (SPK) des Nationalrates: «Der EGMR hat die Asylbehörde nur angewiesen, die Verhältnismässigkeit der Massnahme nochmals zu überprüfen.» Die Behörde könne danach durchaus noch einmal zum selben Befund kommen wie vorher, nämlich dass diese Person unverzüglich das Land verlassen müsse.

Doch gerade bei der Prüfung der Verhältnismässigkeit scheinen die Asylbehörden von Bund und Kanton heillos überfordert. Laut SVP-Nationalrat und SPK-Mitglied Heinz Brand kommt es massgeblich darauf an,

welche Argumente hier einbezogen und wie diese gewichtet werden. «Dieser Umstand führt aber zu grosser Verunsicherung bei den erstinstanzlichen Behörden», warnt Brand. Angesichts der immer höheren Anforderungen an die Verhältnismässigkeitsprüfung würden die erstinstanzlichen Behörden mangels Ressourcen oder wegen Prozessrisiken eher auf die Ausweisung verzichten. Kurzum: Brand befürchtet, dass als Folge des EGMR-Urteils noch weniger Ausweisungen verfügt werden, obschon die Behörden jetzt schon auf der Bremse stehen und diese Massnahme restriktiv anwenden.

## Unüberschaubares System der Duldung

Die bisher vom Bundesamt für Statistik (BfS) publizierten Zahlen zu den Wegweisungen lesen sich jedenfalls fast wie eine Chronik des permanenten Scheiterns. Die jüngsten Zahlen zeigen, dass kaum mehr Landesverweise ausgesprochen werden als früher. So wurde im Jahr 2016 gegen 14 Personen, im Jahr 2017 gegen 1035 Personen eine Landesverweisung angeordnet – die meisten gegen Personen aus dem ehemaligen Jugoslawien inklusive Albanien. Zu 2018 gibt es noch keine Zahlen. Die bisher erhobenen Daten erlauben aber keine Rückschlüsse, wie konsequent Gerichte seit Inkraftsetzung der Gesetze zur Ausschaffungsinitiative am 1. Oktober 2016 Landesverweise aussprechen.

Für genauere Angaben vertröstete die neue Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP) während der Frühjahrssession des Nationalrates auf das Jahr 2020. Dann werde man sowohl Zahlen zu ausländerrechtlichen Entfernung- und Fernhaltungsmassnahmen gegenüber straffälligen Ausländern als auch Zahlen über strafrechtliche Landesverweisungen erhalten. Dazu gehöre auch der tatsächliche Vollzug dieser Massnahmen, gab Keller-Sutter zu verstehen. «Acht Jahre nach der Abstimmung zur Ausschaffungsinitiative haben wir noch immer keine statistischen Daten. Und nun soll es noch einmal zwei bis drei Jahre länger dauern, bis Zahlen vorliegen», protestierte SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi.

Das grösste Problem ist ein fast unüberschaubares System der Duldung, welches Ausschaffungen – egal, unter welchem Titel – fast verunmöglicht. Abschiebungen scheitern häufig schon an den fehlenden Papieren oder Ausweisen oder auch daran, dass die Heimat-



länder die Leute nicht zurücknehmen wollen. Gesundheitliche Probleme, in der Schweiz lebende Kinder oder die Sicherheitslage in den Heimatländern von Asylbewerbern sind weitere Gründe. Rekursmöglichkeiten gegen Entscheide der Behörden führen dazu, dass selbst die Ausschaffung von Asylbewerbern, die von Polizei und Nachrichtendienst als gefährlich eingestuft werden, ein für alle Beteiligten zermürender Hindernislauf ist.

So empfahl 2017 der Nachrichtendienst des Bundes (NDB) 38 Asyldossiers und sieben Einbürgerungen zur Ablehnung – aufgrund rele-

### Als Folge des EGMR-Urteils könnten noch weniger Ausweisungen verfügt werden.

vanter Sicherheitsbedenken, wie SVP-Nationalrätin Barbara Keller-Inhelder sagt. Von den 38 Asylsuchenden befänden sich 34 immer noch in der Schweiz, die Mehrheit davon in einem erstinstanzlichen Asylprozess. «Wie ist das möglich, wo doch der NDB diese Leute als Gefahr für die öffentliche Sicherheit einstufte?», fragt sie sich zu Recht.

#### Ein schlechter Witz

Gerade der Fall des Vergewaltigers aus dem Kosovo zeigt fast exemplarisch auf, wie kriminelle oder gefährliche Asylbewerber ihre Ausschaffung über Jahrzehnte verzögern können. Nach dessen Verurteilung im Jahr 2005 wehrten sich seine Anwälte mit einer wahren Kaskade von Beschwerden, Einsprachen und Wiedererwägungsgesuchen durch alle Instanzen gegen die verfügte Wegweisung. Und während er fast Mal für Mal mit seinen Rekursen abblitzte, gewährte ihm die Invalidenversicherung 2013 eine IV-Rente von zirka 1300 Franken pro Monat. Denn A. leidet inzwischen auch an einer Depression; seine in der Schweiz lebenden Kinder würden ihn pflegen, heisst es im EGMR-Urteil. Eine Ausweisung kommt deshalb für seine Anwälte einer unmenschlichen und erniedrigenden Behandlung gleich. Auch er habe ein Recht auf Schutz des Privat- und Familienlebens.

Das liest sich wie ein schlechter Witz, wenn man den familiären Hintergrund kennt. A. kam 1993 in die Schweiz. Nachdem ihn die Migrationsbehörden 1998 ein erstes Mal aufgefordert hatten, die Schweiz zu verlassen, liess er sich von seiner damals noch im Kosovo lebenden Frau, mit der er drei Kinder hat, scheiden, heiratete Anfang 1999 eine Schweizerin, vergewaltigte 2003 eine Frau in Basel, zeugte danach Zwillinge mit seiner Ex-Frau, die nun ebenfalls in der Schweiz weilte. 2006 schied das Bezirksgericht Liestal die Ehe von A. mit der Schweizerin. Bei aller Vorsicht: Das sieht nicht so aus, als habe A. sich in den letzten Jahren um sein Familienleben gesorgt. ○

## Regierung

# Gnadenhof USA

### Viola Amherd hat ihren Ausbildungschef Daniel Baumgartner als Verteidigungsattaché nach Washington versetzt. Die Bundesräte entsorgen Funktionäre gerne in den Vereinigten Staaten.



Lohnklasse 29: Berufsoffizier Baumgartner.

Das Papier, das Verteidigungsministerin Viola Amherd (CVP) dem Bundesrat am 10. April vorlegte, trug den harmlosen Titel «Personalgeschäft VBS». Es ging um die vorzeitige Pensionierung von Armeechef Philippe Rebord auf Ende 2019 und vor allem um die Ernennung von Korpskommandant Daniel Baumgartner, Ausbildungschef der Armee, zum Verteidigungsattaché in Washington.

Fantasiereich berichtete die Verteidigungsministerin darin dem Bundesrat, wie sorgfältig das Auswahlverfahren vorbereitet worden war. Eine interne Findungskommission habe mögliche Kandidaten geprüft und der Chefin des Verteidigungsdepartements Vorschläge unterbreitet. «Der vorgeschlagene Kandidat bringt bezüglich Aus- und Weiterbildung, Alter, Leistung und Erfahrung die besten Voraussetzungen und Kompetenzen für die zu besetzende Funktion mit», liess sie dann durchblicken. Tatsächlich?

#### Mehrere ähnliche Fälle

Der sechsfache Familienvater Baumgartner hatte selber um eine Versetzung nach Washington gebeten, nachdem er wegen Spesenexzessen intern in Ungnade gefallen war. Für seinen neuen Job als Verteidigungsattaché muss er sich die dafür notwendigen Qualifikationen aber erst noch aneignen. Jedenfalls spricht Amherd von einer obligatorischen Ausbildung, die er zuerst absolvieren müsse.

Eines steht auf jeden Fall fest: Baumgartners Versetzung liegt ganz im Trend der Bundesverwaltung, in Ungnade gefallene Mitarbeiter in den USA zu parkieren, wie der SVP-Aussen-

politiker Roland Büchel meint. «Es gibt ein paar solche Fälle», betont der St. Galler Nationalrat. Er finde es aber gar nicht gut, dass man Schweizer Vertretungen als Recyclinghof für gestrauchelte Funktionäre verwende. Dafür seien die USA ein zu wichtiger Partner für die Schweiz.

So wurde im Dezember 2018 bekannt, dass der frühere Nachrichtendienst-Koordinator Jacques Pitteloud neuer Schweizer Botschafter in den USA werden solle. Der Walliser war 2016 ins Visier der Justiz geraten, nachdem ihm zwei Kenianer vorgeworfen hatten, sie unter Druck gesetzt zu haben. Pitteloud war damals noch Botschafter in Kenia. Die Untersuchung gegen Pitteloud wurde im Frühjahr 2018 aber eingestellt, ein paar Monate später erfolgte seine Ernennung zum Schweizer Botschafter in den USA. Bekannt ist auch der Umzug des EDA-Informationsschefs unter Aussenminister Didier Burkhalter (FDP), Jean-Marc Crevoisier, nach New York. Nachdem der neue Aussenminister Ignazio Cassis einen neuen Informationsschef ernannt hat, wird Crevoisier ab dem Herbst in der Schweizer Uno-Mission in New York arbeiten.

Auch Pascal Couchepin (FDP) war als Chef des Departement des Innern (EDI) froh, dass er die damalige Direktorin des Bundesamts für Statistik, Adelheid Bürgi-Schmelz, vorübergehend auf einen Job beim Internationalen Währungsfonds in Washington abschieben konnte. Bundesrat Joseph Deiss (CVP) platzierte als Aussenminister 2002 seinen Informationsschef Ruedi Christen bei der Uno-Mission in New York. Christen hatte sich zuvor in der Affäre, die zur Abberufung von Botschafter Thomas Borer führte, mit heiklen Aussagen weit aus dem Fenster gelehnt.

Diese Versetzungen sind für die Betroffenen alles andere als ein Straflager, wie der Fall Baumgartner zeigt. Er wird weiterhin seinen Lohn von knapp 300 000 Franken pro Jahr plus Ortszulagen für Washington und Sozialzulagen bekommen – obschon die Funktion des Verteidigungsattachés in Lohnklasse 29 eingereiht ist, also einem Jahressalar von zirka 190 000 Franken entspricht. Dies geht aus den Eckwerten des neuen Vertrags von Daniel Baumgartner hervor, die Amherd dem Bundesrat präsentierte. Der Bundesrat winkte die Versetzung trotzdem durch. Einen Aufschrei gab es allerdings in den Medien, nachdem der *Tages-Anzeiger* die Lohndetails bekanntgemacht hatte. (hmo)

# Das Karussell muss drehen

Roland Brack ist Gründer und Eigentümer des grössten unabhängigen Online-Händlers der Schweiz. Wie hat er diese Position erreicht? Die Schweizer Post hindert ihn daran, sich besser gegen chinesische Konkurrenz zu wehren. *Von Beat Gygi*



*Rebellisch:* Unternehmer Brack.

Als Kind spielte Roland Brack in den siebziger Jahren leidenschaftlich gerne mit Legosteinen, 2011 hat er als 39-Jähriger die Lego-Fabrik in Willisau gekauft. Die beiden Ereignisse hängen miteinander zusammen, aber nicht so direkt, wie man zuerst denken könnte. Brack hat das Lego-Areal nicht der Spielsachen wegen gekauft, denn lange vorher hatte Lego die Fabrik geschlossen und die Schweiz verlassen. Nein, das Hochregallager und die Möglichkeiten für Erweiterungsbauten auf dem Betriebsgelände in Willisau bewogen ihn, viel in diesen Standort zu investieren. Jetzt folgt die nächste

Stufe. Das Bundesgericht hat kürzlich grünes Licht gegeben für den Bau einer weiteren Logistikhalle auf dem Areal. Einsprachen von Nachbarn hatten Brack etwa drei Jahre lang aufgehalten, aber nach dem juristischen Kampf kann er nun loslegen.

Wenn man Roland Brack im loftähnlichen Sitzungsraum am Hauptsitz im aargauischen Mägenwil trifft, erweckt er allerdings nicht den Eindruck, er sei ein Kampftyp, ein Rebell und Gigant seiner Branche. Von Körperhaltung, Kleidung, Bewegungen und Sprechweise her wirkt er ruhig, zurückhaltend, eher wie ein Kol-

lege als wie der Verwaltungsratspräsident der Unternehmensgruppe. Im Gespräch ringt er manchmal um die beste Formulierung, aber dann kommt in der Stimme, im Blick und dem, was er sagt, so viel Energie und Zielsicherheit von innen heraus, dass man denkt: Was er will, das macht er.

Was macht er? Seine Unternehmensgruppe Competec betreibt unter dem Namen Brack.ch den grössten selbständigen Online-Handel der Schweiz. 2018 setzte er mit rund 700 Mitarbeitern gut 720 Millionen Franken um, er verschickte knapp 1,7 Millionen Pakete und hält zurzeit über 200 000 Artikel am Lager – eben in Willisau, wo man immer mehr Platz und Regale braucht. Das ist der Maschinenraum des Unternehmens; Einlagern, Bereitstellen der Kundenaufträge, Verpacken und Verschicken werden möglichst automatisiert. Die 200 Personen an diesem Standort haben viele Roboterkollegen, immer mehr.

## Geschlechtsneutralere Prozesse

«Die Freude an der Technik habe ich schon als Kind ausgelebt mit Lego, Fischertechnik, dann im Modellbau, immer das Neueste ausprobiert», sagt Brack. Nun sei er auch als Ingenieur mit Leidenschaft dabei, sich in Prozesse und Planung zu vertiefen, etwa beim Austüfteln neuer Möglichkeiten in der Logistik. Ist er denn eigentlich Ingenieur oder Händler? Beides, meint er. Er habe mit Sicherheit ein Händler-Gen. «Der Handel hat mir immer Freude gemacht, das war eigentlich untypisch für unsere Familie und nicht immer zur Freude meiner Eltern», sagt er. Er ist im Fricktaler Dorf Bözen aufgewachsen, seine Grosseltern waren Bauern, seine Eltern «typische Vertreter der Industriegeneration», der Vater Mechaniker, und beide hätten es gerne gesehen, wenn er bald eine feste Stelle gesucht hätte mit möglichst viel Sicherheit bis zur Pensionierung.

War er damals rebellisch? Ja, so sieht er es. Es behagte den Eltern nicht, dass er sein Geld nicht sparte, sondern immer wieder Elektronikteile einkaufte und Lager anlegte. So hält er es heute noch. Statt sich in guter Position komfortabel einzurichten, bleibt er im Dauerlauf, das Vermögen im Rucksack, von Posten zu Posten, fragt sich immer, was zu ändern sei. Dass er auch ambitionierter und erfolgreicher Rallyefahrer im grossen Geländewagen ist, passt dazu. Brack hat seine Gewinne immer wieder investiert, um das Sortiment zu verbreitern, die Informatik und



Logistik zu verbessern. Enorm viel Kapital ist heute in seinem Lager gebunden. Er sieht es als grosse Herausforderung, all das vorzufinanzieren, sein Schicksal hängt daran, dass das ganze Karussell «dreht», dass die gut 200 000 Artikel möglichst bald zu den Kunden gelangen und von diesen bezahlt werden – und dann ist bereits die nächste Beschaffungsrunde im Lager und zu bezahlen. Er will mit etwa 10 Prozent pro Jahr wachsen, wie der Markt.

Brack.ch ist nicht nur der grösste eigenständige Online-Händler der Schweiz – Digitec ging in die Arme der Migros über –, sondern auch insofern anders, als er nicht mit Online-Handel startete. Mit dem Zusammenbauen und Verkaufen von Computern hatte er schon in der Schulzeit begonnen. Er machte eine Lehre als Elektromechaniker, liebäugelte zwischendurch mit einer Militärpilotenkarriere, studierte dann an der ehemaligen HTL Brugg-Windisch Elektrotechnik. Sein Computergeschäft kam in Schwung, er verteilte seine Preislisten, «A4 quer», an seiner HTL und anderen Schulen – und Werbung machte er damals meist in der *Fundgrueb*, der knittigen Zeitung voller kleiner Inserate.

Mit dem Aufkommen des Internets begann er, seine Artikel 1997 unter der Adresse Brack.ch auf dem Netz anzubieten. 2006 übernahm er, der Jungunternehmer, den etablierten, börsenkotierten Informatik-Distributor COS, was seine Firma grössenmässig verdoppelte. Firmen kaufen und die Produktpalette verbreitern, so ging es jahrelang – nach dem Motto: «Die Schnellen schlucken die Langsameren».

Nun aber: Was machen denn die 500 Mitarbeiter, die nicht im Lager arbeiten, sondern in der Verwaltung in Mägenwil? Lohnt sich das, wo doch der Versandhandel ein Kampf um niedrige Preise ist? «Es lohnt sich, wir sind ein

Online-Fachhändler und nicht auf Kampfpreise ausgerichtet.» Das Personal in Mägenwil sei mit Einkaufen, Marketing und Aufwerten der Produkte beschäftigt, etwa mit Beschreiben der Artikel und online-gerechtem Aufbereiten der Informationen. «Wenn ich darauf warte, bis die Hersteller das gemacht haben, dann kann ich nicht als Erster damit auf dem Markt sein», sagt Brack und fügt an: «E-Commerce ist ein komplexes Geschäft, wenn man Vorreiter sein will.» Komme eine spezielle Frage aus der Kundenschaft, sei die Chance gross, dass jemand unter den 500 Personen Bescheid wisse – grösser jedenfalls, als wenn diese auf 35 Filialen im ganzen Land verteilt wären.

Das Produktesortiment wurde stark verbreitert in Richtung Haushalt, Wohnen, Drogerie,

---

### «Die Chinesen verschicken die Ware billiger in die Schweiz, als wir sie im Inland versenden können.»

---

Baby oder Sport. Früher war Brack.ch eher ein Portal für Männer beziehungsweise grosse Jungs; der Showroom in Mägenwil ist immer noch ein Paradies für Technikfans. Alle Geschäfte und Prozesse sollen nun aber geschlechtsneutraler gemacht werden. Warum, wenn es doch bisher gutging? «Als Unternehmer ist man nie zufrieden mit dem Erreichten, man kann die Leistungen immer noch besser auf die Kunden ausrichten – von ihnen lernen wir wirklich am meisten», meint Brack. Der Schweizer Markt sei sehr umkämpft, da müsse die Qualität erstklassig sein.

### «Mit Schwertern gegen Kanonen»

Hilft das auch gegen die Konkurrenz aus China? Fast braust Brack auf: «Im Moment fühlen wir uns, als ob wir mit Schwertern gegen Kano-

nen kämpfen», sagt er, «die Chinesen verschicken die Ware billiger in die Schweiz, als wir sie im Inland versenden können. Und sie zahlen weder Zoll noch Mehrwertsteuer.» Für ausländische Versandfirmen gelten eben Tarife des Weltpostvereins, das heisst: Päckchen mit Gurtmass bis 90 Zentimeter (Länge plus Breite plus Höhe) sind Briefpost mit billigem Porto. Die Schweizer Post dagegen definiert für Inländer viel tiefere Obergrenzen für die Briefpost. Es ist also der Bundesbetrieb, der einem hiesigen Versender die Chancen nimmt, gegen die Ausländer, die vollen Zugang zur Schweiz haben, mit gleich langen Spiessen anzutreten. «Manchmal sind eigene Schweizer Lösungen ja gut», meint Brack, seine Firma baue auch mit Schweizer Holz, weil der Heimmarkt ihre Grundlage sei. Aber die Tarifregeln der Post seien unverständlich, am Schluss werde man zum Verlagern ins Ausland gezwungen, um im Inland konkurrenzfähig bleiben zu können.

Man wird wieder von ihm hören. Am 21. Mai beginnt auf dem Privatsender TV24 die Serie «Die Höhle der Löwen», bei der sich Jungunternehmer mit ihren Projekten in die Höhle der erfolgreichen Investoren wagen, die unternehmerische Spitzenleistungen erbracht haben. Brack ist einer von ihnen, neben Anja Graf, Bettina Hein, Jürg Marquard und Tobias Reichmuth. Die erste Staffel ist bereits gedreht, und Brack erlebte es so: «Ich fühle mich wohl im Start-up-Modus, befasse mich gerne mit den Dingen, die für eine Start-up-Firma wichtig sind. Die Schweiz ist ein sehr innovatives Land.» Was war eigentlich seine eigene wichtigste Innovation? «Dass wir auf dem Internet bei jedem Artikel den Lagerbestand anzugeben begannen», sagt er. Ein Schauer sei durch die Branche gegangen, man lege der Konkurrenz doch nicht die Lieferbereitschaft offen. Heute sei das Standard. ○



**Schon über 40 000 Unternehmen vertrauen Swiss Life bei der beruflichen Vorsorge.**

Unsere Modelle sind zwar nicht so modisch wie jene von McOptic, aber helfen Ihnen ebenfalls, klar zu sehen. Denn wir bieten Unternehmen das volle BVG-Sortiment: von der Vollversicherung mit einer 100%-Garantie bis hin zu verschiedenen Lösungen in der Teilautonomie. Auch in Zukunft. Wählen Sie, was zu Ihrer Firma passt, und ermöglichen Sie sich und Ihren Mitarbeitenden eine sichere und selbstbestimmte Zukunft. [swisslife.ch/business](http://swisslife.ch/business)



# «Fast ein Sakrileg»

Die neue EU-Waffenrichtlinie soll den Terrorismus eindämmen. Die Schweiz habe kein Waffenproblem, findet der Schwyzer FDP-Regierungsrat Kaspar Michel. Er kritisiert den alternativlosen Abstimmungskampf. *Von Peter Keller*

«Wie die andern Freien»: SG 550, Standardwaffe der Schweizer Armee.

«Über den See hinweg sieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwyz im hellen Sonnenschein liegen.» Ein paar Stunden später kommt der «graue Talvogt», der berühmte Sturm bläst durch das Reusstal hinunter, wie Schiller im «Wilhelm Tell» den dramatischen Wetterumsturz dieser Gegend beschreibt.

Der Schwyzer Landammann Kaspar Michel hat ins Café des Bundesbriefmuseums geladen. Der Bau selber ist ein Zeugnis, errichtet in den 1930er Jahren. Es waren unruhige Zeiten, das Land war gespalten. Frontisten liebäugelten mit dem Nationalsozialismus, die schweizerische Sozialdemokratie verlangte in ihrem Programm die «Diktatur des Proletariats» nach sowjetischem Vorbild. Die SP wird sich erst 1935 von diesem revolutionären Endziel lösen und sich zur militärischen Landesverteidigung bekennen.

Kaspar Michel hat Schweizer Geschichte studiert, kommandierte ein Gebirgsfüsilierbataillon, war vor seinem Eintritt in die Regierung Staatsarchivar des Kantons Schwyz. «Der Bau ist als architektonische Umsetzung der geistigen Landesverteidigung zu verstehen. Man wollte damit die Schweiz hinter der freiheitlichen Widerstandstradition der alten Eidgenossenschaft versammeln.» Im Zentrum des Museums – und wie eine Reliquie verehrt – steht der Bundesbrief von 1291. Im Garten ragt eine monumentale Skulptur in den durchsichtig blauen Himmel: die «Wehrbereitschaft». Sie zeigt einen Soldaten, der sich einen Uniformkittel überzieht, zwischen den Füßen liegt der Helm bereit.

**Herr Michel, haben wir ein Waffenproblem in der Schweiz?**

Vor dem Hintergrund der Kriminalitätsrate sicher nicht. Da sprechen alle Statistiken dagegen. Vor allem auch, wenn wir mit einbeziehen, dass pro Kopf sehr viele Waffen privat verfügbar sind. Ausnahmen bestätigen die Regel, aber wir haben sicher kein generelles Waffenproblem.

**Die Verschärfung der EU-Waffenrichtlinie wird vor allem damit begründet, dass man den Terrorismus bekämpfen will. Kann man ernsthaft gegen dieses Ziel sein?**



«Der Schritt ist zahnlos»: Historiker Michel.

Natürlich kann man nichts gegen die Bekämpfung des Terrorismus haben. Die Frage ist, mit welchen Mitteln man vorgeht. Die Verschärfung der Waffenrichtlinie liegt in der ideologischen Grundausrichtung der jetzigen Führungsriege der EU, der islamistische Anschlag von 2015 [in Paris mit 130 Toten und mehreren hundert Verletzten, Anm. d. Red.] wirkte dann nochmals wie ein Beschleuniger für ein strengeres Waffenrecht.

**Warum soll die Schweiz nicht mitmachen?**

Ich persönlich, wie auch die Schwyzer Kantonsregierung in ihrer Vernehmlassung, bin nicht überzeugt, dass die Verschärfung des schweizerischen Waffenrechts einen wesentlichen Beitrag leistet zur Verhinderung des internationalen Terrorismus. So muss man es formulieren. Das mag in anderen Ländern gerechtfertigt sein, aber für die Schweiz ist ein solcher Schritt zahnlos.

**Aber das Hauptargument für eine Verschärfung.**

Eigentlich schon. Ich habe aber im Verlauf der Diskussion festgestellt, dass das Terrorargument immer mehr zurückgenommen wird. Jetzt geht es plötzlich um die allgemeine Kriminalität. Am Anfang wurde die Ver-

**«Als Bürger beunruhigt mich der Sachzwang, in den man uns immer wieder hineinmanövriert.»**

schärfung seitens der EU eindeutig mit der Bekämpfung des Terrors und der Verfügbarkeit von Waffen begründet. Auch die Ausgestaltung des Gesetzes mit der Beschränkung der Schusskapazitäten läuft ja darauf hinaus, dass man sehr wirkungsvolle, halbautomatische Waffen eindämmen will.

**Wenn die neue Waffenrichtlinie nicht den gewünschten Sicherheitsgewinn bringt, warum übernehmen wir sie dann?**

Das ist systemisch erklärbar. Wir sind im Schengen-Vertrag und müssen die Richtlinien nachvollziehen. Wenn es um die Sache selbst ginge, wäre viel mehr zu erreichen mit einer Optimierung der nachrichtendienstlichen und polizeilichen Möglichkeiten,



ohne einen Überwachungsstaat heraufbeschwören zu wollen. Dort liegt der Kern der Kriminalitäts- und Terrorbekämpfung und nicht beim Durchgriff auf die Sport-schützen.

**Vor der Schengen-Abstimmung 2005 wurde versichert, das Waffenrecht werde nicht tangiert.**

Deshalb stand ich als Sportschütze dem Vertrag positiv gegenüber. Ich sah die Vorteile beim Sicherheitsinformationsaustausch. Man versprach damals auch, dass es keine Veränderung gebe ohne Zustimmung der Bevölkerung, und jetzt scheint es fast ein Sakrileg zu sein, dass die Schützenverbände das Referendum ergriffen haben.

**Man droht der Stimmbevölkerung, dass die EU den Schengen-Vertrag kündigen werde, mit allen Konsequenzen.**

Hier kommen wir in die staatspolitische Dimension, die mich eigentlich mehr interessiert als irgendwelche Detailfragen im Waffenrecht. Wie frei sind wir noch, über den Nachvollzug von EU-Vorgaben zu bestimmen, wenn der Bevölkerung jedes Mal erklärt wird: «Ihr habt gar keine andere Möglichkeit als zuzustimmen»? Diese Alternativlosigkeit ist undemokratisch und auch nicht zutreffend. Als Bürger beunruhigt mich der Sachzwang, in den man uns immer wieder hineinmanövriert. Ich sehe den Sinn der internationalen Zusammenarbeit, aber wir haben keine Freiheit mehr, diese Zusammenarbeit auszugestalten.

**Wenn wir ehrlich sind, bedeutet die Vorlage nicht das Ende des Schützenwesens.**

Das weiss ich auch. Aber es wird in fünf Jahren garantiert wieder eine Verschärfung geben und so weiter, bis zum völligen privaten Waffenverbot. Ich glaube übrigens auch nicht, dass die EU die Schweiz einfach aus Schengen ausschliesst. Andere EU-Länder haben verschiedenste Ausnahmebestimmungen erwirkt ohne jegliche Konsequenzen. Aber wir Schweizer marschieren wieder brav wie Erstkommunikanten in den Gottesdienst.

Kurz nach dem Gespräch bricht die Föhnfront zusammen, und es schneit bis in den Talboden. Weiche Flocken bedecken das Soldatendenkmal neben dem Bundesbriefmuseum, und mit ihm scheinen auch die alten Heldenmythen unter einer weissen Decke zu entschwinden. Wilhelm Tell trägt, «wie die andern Freien» (Schiller), eine Waffe auf sich. Mit dieser Armbrust beseitigt er den tyrannischen Gessler. Auf der Treppe, die zum Eingang hinaufführt, steht eine geführte Besuchergruppe. Der museal hergerichtete Schweizer Widerstandsgeist von gestern kann für fünf Franken Eintritt besichtigt werden. ○

## Verträge

# Die Schengen-Lügen

**Ob Sicherung des Bankgeheimnisses oder die Kostenfolgen: Das Schengen/Dublin-Abkommen hält nicht, was die Befürworter 2005 versprochen haben.**

Das Referendum zu den neuen EU-Waffenrichtlinie rückt auch andere Bereiche des Schengen/Dublin-Abkommens ins Zentrum des Interesses. Ein Blick auf die damalige Debatte.

**Souveränität** — Das Schengen/Dublin-Abkommen verpflichtete die Schweiz erstmals zur Übernahme der künftigen Rechtsentwicklung. Bundesrat Joseph Deiss (CVP) beruhigte 2004, wir würden autonom über die Übernahme der Rechtsakte entscheiden, schliesslich brauche es dafür jeweils die Genehmigung des schweizerischen Gesetzgebers. Sein Fazit: «Es ist für uns also klar, dass die Schweiz ihre Souveränität behält.» Faktisch wurde seither jede Rechtsentwicklung übernommen – bis zu diesem Referendum. Wie «souverän» die Schweiz noch handeln kann, zeigte die Medienkonferenz von Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP) vom 14. Februar dieses Jahres. Der Vertrag sei «glasklar». Bei einem Nein der Schweiz würde die Zusammenarbeit automatisch enden – es sei denn, die EU-Kommission und sämtliche EU-Staaten würden der Schweiz innert neunzig Tagen entgegenkommen. Darauf zu hoffen, erachtet Keller-Sutter als riskantes Unterfangen: Sie habe nicht den Eindruck, dass die EU in «Kompromisslaune» sei. Mitmachen oder Ausschluss, lautet die alternative Abstimmungsfrage.



**Begütigend:**  
alt Bundesrat Deiss.

**Kosten** — In den Erläuterungen des Bundesrats («Abstimmungsbüchlein») zur Volksabstimmung vom 5. Juni 2005 bezifferte die Regierung die zu erwartenden Kostenfolgen von Schengen/Dublin. Diese, versprach der Bundesrat, würden «sich in den nächsten Jahren für den Bund auf durchschnittlich 7,4 Millionen Franken pro Jahr» belaufen. Tatsächlich sind es über 100 Millionen pro Jahr.

**Bankgeheimnis** — In den Unterlagen des Bundesrats zuhanden des Parlaments ist zu lesen: «Dank einer von der Schweiz ausge-

handelten Spezialbestimmung (Art. 7 Abs. 5 SAA) wird das Bankgeheimnis im zentralen Bereich der direkten Steuern für die Zukunft abgesichert. Die Interessen des schweizerischen Finanzplatzes werden damit gewahrt.» Der freisinnige Nationalrat Gerold Bührer lobte 2004 in der Parlamentsdebatte: «Hier hat der Bundesrat beziehungsweise die Verhandlungsdelegation erreicht, dass das Bankkündengeheimnis bei der direkten Fiskalität festgeschrieben wird, auch mit Blick auf weitere Rechtsanpassungen innerhalb der Europäischen Union.» Bührer räumte ein, dass «früher oder später» der Druck auf das Bankkündengeheimnis wieder aufkommen dürfte. Das «früher oder später» war eindeutig ein «früher». Das Schweizer Bankgeheimnis wurde aufgrund des Drucks der EU und der OECD fallengelassen – trotz angeblicher «Spezialbestimmung» im Abkommen.

**Waffenrecht** — Der Botschaft des Bundesrates ist zu entnehmen: «Bei den Parteien stossen die vorgeschlagenen Änderungen mehrheitlich auf grundsätzliche Zustimmung, wenn auch ge-

wisse Vorbehalte angebracht werden. Ohne Einschränkung begrüsst die CVP die Anpassungen, weil sie weder das schweizerische Milizsystem noch das Jagd- und Schützenwesen in Frage stellen. Ebenfalls als positiv vermerkt die FDP, dass die Schützentraktionen auf der Grundlage der gemeinsamen Erklärung gewahrt bleiben, doch hält sie eine Beschränkung der Gesetzesanpassungen auf das von Schengen zwingend erforderliche (Mindest-) Mass für unverzichtbar. Zudem hält sie dafür [sic], dass der bürokratische Aufwand möglichst klein gehalten wird.» Die neue EU-Waffenrichtlinie geht selbstredend über dieses von der FDP «zwingend erforderliche (Mindest-) Mass» hinaus. Neu brauchen bestimmte Waffentypen Ausnahmebewilligungen mit strengen Auflagen. Das Referendumskomitee kritisiert, dass der Erwerb kostspieliger und bürokratischer werde. *Peter Keller*



*Gegen den Strom: Polit-Talent Rimoldi.*

## Freisinniges Einmann-Erdbeben

Der Luzerner Jungliberale Nicolas A. Rimoldi legt sich mit den Mächtigen in seiner Partei an. Gegen die EU-Anbinder in den eigenen Reihen teilt er munter aus. Auch die EU-Waffenrichtlinie ist ihm ein Gräuel. Wer ist der liberale Rebell aus der Zentralschweiz, der unermüdlich herumtour? *Von Florian Schwab*

Es ist kalt in Luzern. Trotzdem hat sich am letzten Samstag ein Grüppchen von acht Politikern zusammengefunden, darunter der Luzerner IT-Unternehmer und SVP-Nationalrat Franz Grüter. Sie sammeln Unterschriften für Grüters Volksinitiative, die ein Moratorium beim E-Voting durchsetzen will und damit die Bundeskanzlei auf die Palme bringt.

Bei den Unterschriftensammlern sticht ein junger Mann heraus. Der 24-jährige Jungfreisinnige Nicolas A. Rimoldi überragt Grüter um mehr als einen Kopf. Nach dem Äusseren zu urteilen, könnte er das Klischee des Jungfreisinnigen hervorragend bedienen: tadellos modisch gekleidet mit einem leichten Hang zum Geschniegelten, den Bart sorgfältig gestutzt, das üppige schwarze Haar in einer gewagten Welle luftig nach hinten frisiert.

Mit tiefer, lauter Stimme und in kernigem Luzernerdeutsch geht er auf die Leute zu und kommt fast mit jedem, den er anspricht, ins Gespräch. Das Thema scheint zu bewegen. Und man sieht: Der Mann hat politisches Talent. Obwohl national noch weitgehend unbekannt, ist er seit kurzem Grüters Kampagnenleiter für das E-Voting-Moratorium.

### Trotziges Nein

Doch anders, als es auf den ersten Blick scheinen mag, ist der Jungpolitiker – Rimoldi ist Vizepräsident der Luzerner Jungfreisinnigen – alles andere als ein typischer Vertreter seiner Partei. Im zarten Alter von 24 Jahren ist er, im Gegenteil, einer der kontroversesten Charaktere in der freisinnigen Grossfamilie.

Am 6. März löste er ein kleines Erdbeben bei den Luzerner Liberalen aus. Brieflich teilte er

seiner Partei mit, dass er nicht länger, wie abgesehen, für den traditionellen Jungfreisinnigen-Platz auf der Nationalratsliste der FDP zur Verfügung stehe. Grund: Rimoldi ist wütend über den Entscheid der Bundeshausfraktion vom 23. Februar, das Rahmenabkommen mit der EU praktisch bedingungslos zu unterstützen. Deren «Ja aus Vernunft» stellt Rimoldi ein trotziges Nein aus Liebe zur Freiheit entgegen: «Meine Prinzipien», schrieb er, «meine Werte und Überzeugungen erlauben mir nicht, für eine Fraktion zu kandidieren, die diesen bedenklichen Entscheid fällt.»

Es ist nicht der einzige interne Kampf des jungen Politikers. Die freisinnige Wahlniederlage im Kanton Zürich führt er gemeinsam mit anderen Kritikern auf das Umsteuern der Parteispitze in der Klimapolitik zurück. Im Jungfreisinn und auf Social Media setzt er sich



gegen die Steuerreform mit AHV-Finanzierung (Staf) ein. Und er bekämpft mit Feuer die Übernahme der EU-Waffenrichtlinie. Die Luzerner Jungfreisinnigen folgten seinen Argumenten gegen die Staf. Unermüdlich reist er in der Schweiz umher, um andere Sektionen zu überzeugen. So ist es ihm gelungen, die typischerweise eher einem staatstragenden Kurs à la Christa Markwalder anhängenden Berner Jungfreisinnigen an deren Mitgliederversammlung zu einer Unterstützung des Referendums gegen die Staf zu bewegen – für jungfreisinnige Massstäbe ein Riesencoup.

Im letzten Dezember gehörte Rimoldi zu den dreizehn Jungfreisinnigen, die in der Zeitschrift *Schweizer Monat* unter dem Titel «Hallo, Dienstmann!» ein vielbeachtetes Schreiben an die FDP richteten. Darin beklagen sie unter anderem den «fehlenden Meinungswettbewerb» in der Partei. Die FDP, so die Autoren, gebe klassisch liberale Prinzipien auf und drohe, zum «politischen Serviceclub» zu verkommen. Parteichefin Petra Gössi zeigte sich «überrascht» von der Kritik dieser «Einzelpersonen». Sie sei für eine «interne Diskussion gern bereit». Anfang Juni will sie sich Zeit für ein Treffen nehmen.

### Grossvater floh aus Ungarn

Ein solcher Konfrontationskurs gegen das Partei-Establishment gilt in freisinnigen Kreisen nicht gerade als Dünger für die eigene Karriere. Nicolas A. Rimoldi zuckt mit den Schultern. Er setze sich für seine Überzeugungen ein, «selbst wenn das bedeutet, dass ich niemals in einem Parlament sitzen sollte». Markus Zenklusen, Luzerner FDP-Präsident, sieht Rimoldis Engagement mit gemischten Gefühlen. Einerseits habe er in der Partei schon etliche Aufgaben hervorragend ausgefüllt und dürfe als Jungfreisinniger «auch auf die Pauke hauen». Für seine politische Zukunft müsse der junge Parteikollege aber lernen, «auch einmal fünf gerade sein zu lassen».

Beim Treffen mit der *Weltwoche* erklärt Rimoldi, dass er aufgrund seiner Familiengeschichte ein gutes Sensorium für die Bedrohung der Freiheit und die Einzigartigkeit der Schweiz entwickelt habe: Rimoldis Grossvater mütterlicherseits floh nach dem Aufstand der Ungarn gegen die Sowjetunion 1956 in die Schweiz. «Die Gräueltaten des Sozialismus sind mir nur zu gut bekannt», so Rimoldi.

Die Schweiz wurde für die Familie zum Zufluchtsort und zur «Antithese zum Sozialismus der Nazis und der Sowjetunion». Rimoldi ist überzeugt: «Der Schweiz geht es nicht vor allem dank Banken und Schoggi so gut, sondern dank unseren Freiheitsrechten.» Daher wolle er «einen Beitrag leisten, damit wir unsere Freiheiten nicht verlieren».

Den Abstimmungssonntag vom 19. Mai sieht Rimoldi als Schicksalstag. Die Übernahme der EU-Waffenrichtlinie wäre der

«Auftritt zur kompletten Entwaffnung» der Bevölkerung, ist er überzeugt. Bei der Abstimmung zum Schengen-Beitritt 2005 habe der Bundesrat kategorisch ausgeschlossen, dass es in Zukunft zu solchen Verschärfungen des Waffenrechts kommen würde. Und doch stehe man jetzt genau an diesem Punkt. Mit Blick auf seine Familiengeschichte ist Rimoldi überzeugt: «Ein Volk ohne Waffen ist ein kontrollierbares Volk.» Er kritisiert die «Angstmacherkampagne» der Befürworter, die mit einem Ausschluss der Schweiz aus dem Schengen-Raum drohe. Wenn beispielsweise gesagt werde, dass dem Flughafen Zürich die Schliessung drohe, «dann ist das *Chabis* jenseits jeder politischen Vernunft».

Direkt involviert ist Rimoldi bei der Vorlage zur Steuerreform mit AHV-Finanzierung. Er

---

### «Wenn wir uns jetzt nicht gegen die EU wehren, haben wir für lange Zeit verloren.»

---

ist Co-Präsident des bürgerlichen Referendumskomitees. Am meisten stört den Jungfreisinnigen nicht, dass mit den zusätzlichen AHV-Beiträgen die Umverteilung von Jung auf Alt angeheizt wird, ohne dass die AHV umfassend saniert wird. «Viel wichtiger ist, dass sich das Parlament mit der Verknüpfung zweier sachfremder Vorlagen einen Affront gegen die direkte Demokratie geleistet hat.» Die freie Willensäusserung an der Urne werde beeinträchtigt, weil die beiden Vorlagen dem Stimmbürger nicht getrennt unterbreitet werden. «Die Staf bricht mit dem Geist der Schweizer Politik, und, was nicht entschuldigbar ist, mit unserer Verfassung.»

Mittelfristig bedroht sieht Rimoldi die Schweiz auch durch den Rahmenvertrag mit der Europäischen Union und durch E-Voting. Zum institutionellen Abkommen: Dieser sei ein «gewaltiger Bruch mit der Schweizer Demokratietradition». Mit dem jüngsten Entwurf delegiere die Schweiz zu viele Kompetenzen nach Brüssel, bis hin zur Streitbeilegung. «So gesehen, ist das Rahmenabkommen fataler als der EWR.» Anders als die FDP-Fraktion, die den Vertrag mit der EU in seiner aktuellen Form unterschreiben will, wünscht sich Rimoldi vom Bundesrat, «dass er couragiert für die Werte der Schweiz einsteht und diese verteidigt». Wegen kurzfristiger wirtschaftlicher Vorteile dürfe man «unser Erfolgsmodell nicht an die Wand fahren».

Die Europäische Union sieht der Jungfreisinnige als «zentralstaatliches Projekt». Aus der Geschichte wisse man, dass solche Gebilde besonders dann, wenn sich ihr Niedergang beschleunigt, «immer unfreiheitlicher und bedrohlicher» würden. «Wenn wir uns jetzt nicht gegen eine übergriffige EU wehren, dann haben wir für lange Zeit verloren.»

Das Anliegen, dem Rimoldi in den nächsten Jahren am meisten Zeit und Energie widmen wird, ist Grüters Initiative für ein fünfjähriges E-Voting-Moratorium. Auch hier geht es ihm im Kern um die Stabilität der Demokratie. «Wir müssen uns absolut darauf verlassen können, dass Abstimmungen und Wahlen korrekt laufen.» Bei E-Voting sei das bislang nicht gegeben. «Deswegen formiert sich in Informatikerkreisen auch der stärkste Widerstand», so Rimoldi. Wie beispielsweise der IT-Skandal Insieme und der Spionagefall bei der Ruag zeige, «verdient die Verwaltung unser Vertrauen in dieser Frage in keiner Weise». Mit E-Voting, so Rimoldi, sei «die Sicherheit unserer Demokratie nicht mehr gewährleistet».

Als ihn Franz Grüter angerufen habe, um zu fragen, ob er die Kampagnenleitung übernehmen wolle, habe er um einen halben Tag Bedenkzeit gebeten. Die Antwort sei dann rasch klar gewesen. «Ich will mir niemals den Vorwurf machen, dann nicht in den Kampf gezogen zu sein, als es wichtig war.»

Initiant Grüter seinerseits ist bislang sehr zufrieden mit dem Engagement Rimoldis. «Er stellt das Thema in den Vordergrund und nicht irgendwelches Parteiengeklänkel.» So habe Rimoldi «wesentlich dazu beigetragen, dass ein derart breites Komitee» von ganz links bis ganz rechts die Initiative mittrage. Aufgefallen sei ihm der Jungpolitiker als einer, der «den Mut hat, gegen den Strom zu schwimmen».

### Die Welt verstehen

Gegen den Strom schwamm der 24-Jährige schon im Gymnasium an der Kantonsschule Reussbühl. Ein Jahr vor der Matura mussten alle Schüler einen Sprachaufenthalt machen. Zur Auswahl standen das Tessin oder die Romandie. Doch Rimoldi widersetzte sich. Wenn schon, beschied er seinen Lehrern, bestimme er selbst, wohin die Reise gehe. Seine Wahl fiel auf Ouagadougou in Burkina Faso. Und so kam es: Fünf Wochen lang arbeitete er für ein Kinderhilfswerk und wohnte, ausgerechnet während des Fastenmonats Ramadan, bei einer muslimischen Familie in einer kleinen Hütte mit Wellblechdach. Bei diesem Aufenthalt habe er «bis heute andauernde Freundschaften» geschlossen. «Nur wer die Welt bereist, kann lernen, sie zu verstehen», sagt er dazu. Auch bei seiner Studienwahl liess er sich vom Interesse für Menschen und Kulturen leiten. Rimoldi liebäugelte mit Betriebswirtschaft an der Uni St. Gallen, entschied sich dann aber doch für Geschichte und Ethnologie an der Uni Luzern.

Sein Studium verdient sich Rimoldi mit zahlreichen Stunden an einer Migros-Kasse – ein Job, den er gerne macht, «weil ich mit vielen Menschen zu tun habe». Sein Ziel ist es, sich später beruflich um den Erhalt kultureller Schätze verdient zu machen. Falls daraus nichts werden sollte, «bin ich auch an einer Migros-Kasse weiterhin glücklich». ○

# Spieß-Hegglin's Karma

Jolanda Spieß-Hegglin versteht sich als gnadenlose Kriegerin gegen Hassreden und Diskriminierung im Internet. Ihre Widersacher verhöhnt sie auf bizarrste Weise. Als hohe Richterin über vermeintliche oder tatsächliche Online-Sünder ist sie denkbar ungeeignet. Von David Klein

Jolanda Spieß-Hegglin gilt als Lichtgestalt im Kampf gegen die sogenannte Hassrede im Internet. Nach einem mediengewaltigen Intermezzo, bei dem auch der ehemalige Zuger SVP-Präsident Markus Hürlimann und ein weiterer örtlicher Politiker eine Rolle spielten (was sich während der feuchtfröhlichen Zuger Landammannfeier vom 20. Dezember 2014 genau ereignete, ist bis heute ungeklärt geblieben), gründete die ehemalige Grünen-Politikerin und Tele-Tell-Mitarbeiterin den Verein Netzcourage, die selbstproklamierte «Hatespeech-Ambulanz», mit der sie Internetrüpel nach eigener Aussage «reihenweise verklagt». Mit den meisten Beklagten einigt sich Spieß-Hegglin aussergerichtlich auf Geldzahlungen, die sie zur Finanzierung ihres gemeinnützigen Vereins verwendet. Einige der geläuterten «Wutbürger» werden danach sogar Mitglieder bei Netzcourage.

Für ihre ebenso inflationären wie medienwirksamen Aktivitäten («Die Medien haben dann immer berichtet») erhält Spieß-Hegglin viel Zuspruch. Auch die Schweizer Blätter, die Spieß-Hegglin anlässlich der «Affäre um die Landammannfeier» einer veritablen Hexenjagd ausgesetzt hatten, überbieten sich mit Lobhudeleien – wohl aus schlechtem Gewissen und aus Angst vor weiteren Klagen (siehe *Blick*). Hansi Voigt, ehemaliger Chefredaktor von *20 Minuten* und *Watson*-Gründer, versteigt sich gar zu der Behauptung, Spieß-Hegglin habe «dem Internet quasi im Alleingang Manieren» beigebracht. Gemäss der gendersternchengeschwängerten Selbstdeklaration auf der Netzcourage-Website versteht sich der operativ ausschliesslich von Frauen geführte Verein als «Instrument der Aufklärung», das sich «dezidiert und aktiv gegen Hassrede, Diskriminierung und Rassismus im Internet stellt» und «für Anstand und einen menschenwürdigen gegenseitigen Umgang von Nutzern\*innen sozialer Medien wie Facebook und Twitter» kämpft.

## «Weggesspart», «erschossen»

Nun sind Videoaufnahmen aufgetaucht, die dieses hehre Credo gehörig relativieren. An der Podiumsdiskussion «Fempowa: (Netz-)Gewalt und Widerstand» im Salzburger Kulturzentrum ARGE Kultur im März dieses Jahres kommt Spieß-Hegglin auf ein Thema zu sprechen, das ihr «wichtig» sei: das Karma. Wikipedia beschreibt Karma als «spirituelles



«Lemminge», «Pöbel», «Mob»: Aktivistin Spieß-Hegglin.

Konzept, nach dem jede Handlung – physisch wie geistig – unweigerlich eine Folge hat». Bei der auf Achtsamkeit und Askese basierenden Philosophie geht es jedoch nicht um Schuld und Strafe, sondern um das Bestreben, durch Reinkarnation zu einem besseren Menschen zu werden. Eine Bewusstseinsstufe, die Spieß-Hegglin offensichtlich noch nicht er-

## Ihre pietätlosen Auslassungen führen nicht nur das vollmundige Credo ihres Vereins ad absurdum.

reicht hat. Denn für die Karma-Kreuzritterin ist klar: Wer gegen sie war und ist, wird die Karma-Rache zu spüren bekommen. Eifrig doziert sie, wie diejenigen, die sich während der medialen Hetzjagd gegen sie nicht adäquat benommen hatten, von ihrem Karma abgestraft wurden.

Eine *Blick*-Redaktorin, die «ein paar ganz miese Artikel» geschrieben haben soll, wurde «weggespart», «kurz vor ihrer Pensionierung» habe sie «ihren Job verloren» und sei nun «erledigt». Parlamentarier, «die damals

die Finger im Spiel hatten», seien «abgewählt», Journalisten «zwangsversetzt» worden. Ein Wirt, der «ganz übel» gegen sie «gehetzt» habe, hatte einen «schweren Unfall». Ein Anwalt, ein «ganz, ganz böser Mensch», der einen Mandanten gegen sie vertreten hatte, sei sogar «erschossen» worden. Dabei handelt es sich um den Basler Medienanwalt Martin Wagner, der am 28. Januar 2018 in seinem Haus in Rünenberg in Anwesenheit seiner Kinder von einem Nachbarn ermordet wurde. Der Todesschütze nahm sich noch am Tatort das Leben.

«Die Zeit arbeitet für uns», resümiert eine gutgelaunte Spieß-Hegglin ihr Kurzreferat über fernöstliche Philosophie, es sei «erlaubt, sich zurückzulehnen und das Karma abzuwarten» (Gelächter im Publikum). Spieß-Hegglin's pietätlose Auslassungen führen nicht nur das vollmundige Credo ihres Vereins ad absurdum, ihr kruder Karma-Begriff lässt auch die Interpretation zu, Martin Wagner hätte seinen gewaltsamen Tod selbst verschuldet.

Auch Spieß-Hegglin's Mitarbeiterinnen scheinen die eigenen hohen Standards des



«gegenseitigen Umgangs» noch nicht so recht verinnerlicht zu haben. Im Vorfeld der Publikation dieses Artikels wurde ich auf Twitter von Netzcourage attackiert. Ich sei ein «Musiker, den hier niemand kennt», der «auf dicke Journihose» mache, beschied mir die anonyme Twitterin. Sie wisse nicht, «welches Pferd» mich «gebissen» habe, Spiess-Hegglin zu «denunzieren». Ich hätte mich «da an jemandem festgebissen» und solle mir «von einem guten Freund mit einer Brechstange» helfen lassen, bevor man mich verklage. Es ist ausserdem fraglich, ob Spiess-Hegglin dem Anspruch ihres Vereins gerecht wird, indem sie Kommentierende öffentlich pauschal als «Lemminge», «Pöbel», «Mob» oder «blöde, rechte Internet-Hetzer» verunglimpft. Auch dass sie Bundesrat Ignazio Cassis auf Facebook als «Quotentessiner» marginalisiert, ist nicht unbedingt die feine englische Art.

### Geld vom Staat

Neben den aussergerichtlich abgerungenen Ablasszahlungen der bekehrten Online-Delinquenten erhält Netzcourage auch von staatlichen Organisationen Geld, wie etwa von der im Bundesdepartement des Inneren angesiedelten Fachstelle für Rassismusbekämpfung (FRB), dem Kanton Zug, dem Swisslos-Fonds Uri oder vom Kantonalen Integrationsprogramm (KIP) des Basler Präsidentsdepartements. Von diesen Institutionen distanziert sich auf Anfrage nur Lukas Ott, Leiter Kantons- und Stadtentwicklung des Präsidentsdepartements des Kantons Basel-Stadt, von Spiess-Hegglin's Äusserungen. Alle anderen halten es nicht für nötig, Stellung zu beziehen. Die FRB nimmt die Aussagen lediglich «zur Kenntnis».

Wer sich schon einmal im Nukleus eines medialen Shitstorms wiedergefunden hat, weiss um die äusserst belastende Situation, die alle Bereiche des Lebens tangiert. Spiess-Hegglin ist um ihre diesbezügliche Erfahrung sicher nicht zu beneiden. Wenn man aber sieht, wie sie sich in Salzburg – angespornt vom zustimmenden Gekicher und Gelächter ihrer feministischen Mitstreiterinnen im Kampf gegen «alte weisse Männer» – zu immer niveauloseren Verlautbarungen hochschaukeln lässt, wie sie sich daran ergötzt, wie «unangenehm» es den jeweiligen Missetätern, wie einem SVP-Politiker («ein bulliger Typ mit einer viel zu kleinen Jacke»), gewesen sei, wenn vor dem Staatsanwalt «alles nochmals vorgelesen» wurde, wie «peinlich», und dass ihr dies eine «so grosse Genugtuung» verschaffe, dann wird augenscheinlich, dass diese Frau ihre Erlebnisse noch nicht einmal ansatzweise verarbeitet hat und als hohe RichterIn über vermeintliche oder tatsächliche Internetsünder denkbar ungeeignet ist. ○

## Medizin

# Verstecktes Staatswachstum

### Im Gesundheitssektor läuft ein Rennen um das Einrichten des elektronischen Patientendossiers. Der Staat verdrängt die Privaten.

Im Gesundheitswesen wird man langsam nervös, in einem Jahr sollte das elektronische Patientendossier (EPD) als Arbeitsinstrument verfügbar sein. Statt mit Papier, Bildern und Hängeregistern zu hantieren, sollen Ärzte und Patienten künftig digitalisierte Informationen über Kommunikationsnetze austauschen. Die stationären Leistungserbringer in der Schweiz, also Spitäler und Kliniken, sollten Mitte April 2020 bereit sein, mit diesem neuen Instrument zu arbeiten. Das heisst, dass sie sich bis dahin einer sogenannten zertifizierten EPD-Gemeinschaft anschliessen müssen, welche befugt ist, Patientendaten in das Dossier hochzuladen.

Das kann man sich so vorstellen: Der Patient entscheidet, welche Daten, die über ihn in Spitälern verfügbar sind, in sein persönliches elektronisches Dossier hochgeladen werden dürfen. Das Spital darf dies aber nicht direkt erledigen, stattdessen müssen sich die Leistungserbringer in Gemeinschaften zusammenschliessen, auf deren technische Plattformen sie dann nach entsprechender Zertifizierung die Daten hochladen dürfen. Das elektronische Patientendossier ist so etwas wie ein elektronisches Album, man kann vor allem reinschauen. Patientendaten werden meist im PDF-Format, wie Fotos in Dropbox, hochgeladen, und das dürfen nur zertifizierte Fachleute tun. Wenn die Gemeinschaften den Patienten oder Bürgern auch ein Patientenportal anbieten, um ihr Dossier zu managen, heissen sie Stammgemeinschaften.

Nun läuft in der Schweiz ein Rennen zwischen neun Stammgemeinschaften ums Besetzen des Terrains. Je mehr Leistungserbringer, also Spitäler und Kliniken, eine Stammgemeinschaft für sich gewinnen kann, desto eher kann sie Grössenvorteile nutzen. Es scheint, dass der Staat gegenüber den Privaten im Vorteil ist. Hinter diesem verborgenen Staatswachstum steht weniger der Bund, der zum Aufbau der EPD lediglich Anschubsubventionen gibt. Es sind vielmehr die Kantone. Kantonale Gesundheitsbehörden, allen voran der Zürcher Regierungsrat Thomas Heiniger, sind

darin, mit hoheitlichem Anordnen und Schubsen auf dem EPD-Markt parastaatliche Riesengebilde zu errichten.

Ein Riese ist die durch die Kantone Zürich, Bern, Zug und Uri, getragene Cantosana AG mit ihrer Stammgemeinschaft Axsana AG, weitere Kantone sind zum Mitmachen eingeladen. Soeben haben sich die Nordwestschweiz mit den beiden Basel und Solothurn nach dem abgebrochenen Versuch mit myEPD sowie die Zentralschweizer Kantone angeschlossen. Die St. Galler Spitalverbände haben sich schon früher für die Axsana AG entschieden. Diese ist eine nicht gewinnorientierte Betriebsgesellschaft, je im hälftigen Besitz der öffentlichen Hand via Cantosana AG und von Leistungserbringerverbänden wie dem Verband Zürcher Krankenhäuser (VZK). Verwaltungsratspräsident ist Heiniger, und Swisscom ist technischer Partner. Die Kantone Freiburg, Genf, Jura, Waadt und Wallis ihrerseits sind am Aufbau ihrer Stammgemeinschaft Cara. Die Aargauer Leistungserbringer sind in der kantonal initiierten Stammgemeinschaft eHealth Aargau und die Tessiner Spitäler in

e-Health Ticino zusammengefasst. Der technische Partner für diese Gebilde ist die Post. Die kleineren Akteure wie die Stammgemeinschaft Georgis (Spital Thurgau AG) oder eHealth Südost (Spitäler Graubünden und Glarus) sind Zusammenschlüsse von Spitälern ohne kantonalen Zwang zur Mitgliedschaft im Rücken. Diese entsprechen eher dem Modell der spontanen dezentralen und eigenverantwortlichen Organisation unter Spitälern und Kliniken, wie man es seinerzeit für das EPD vor Augen hatte. Soeben hat der Bundesrat jedoch das hoheitliche Lager gestützt: Die Obergrenze für die Berechnungsgrösse von Anschubhilfen für Stammgemeinschaften wurde von zwei auf vier Millionen Einwohner verdoppelt und damit auch die Limite der Finanzhilfen des Bundes für die Grössten – nach dem Motto, grosse Einzugsgebiete seien gut.



Regierungsrat Heiniger.

e-Health Ticino zusammengefasst. Der technische Partner für diese Gebilde ist die Post.

Die kleineren Akteure wie die Stammgemeinschaft Georgis (Spital Thurgau AG) oder eHealth Südost (Spitäler Graubünden und Glarus) sind Zusammenschlüsse von Spitälern ohne kantonalen Zwang zur Mitgliedschaft im Rücken. Diese entsprechen eher dem Modell der spontanen dezentralen und eigenverantwortlichen Organisation unter Spitälern und Kliniken, wie man es seinerzeit für das EPD vor Augen hatte. Soeben hat der Bundesrat jedoch das hoheitliche Lager gestützt: Die Obergrenze für die Berechnungsgrösse von Anschubhilfen für Stammgemeinschaften wurde von zwei auf vier Millionen Einwohner verdoppelt und damit auch die Limite der Finanzhilfen des Bundes für die Grössten – nach dem Motto, grosse Einzugsgebiete seien gut.

Beat Gygi

# Ihr Immobilientraum?



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
**Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft!**  
1753 2'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



4 ½ - 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 895'000.-, Bezug ab Frühling 2020  
[www.wilerbuch.ch](http://www.wilerbuch.ch)



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8413 **Neftenbach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'140'000.-, Bezug ab Sommer 2020  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Frühling 2020  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
Standort: [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Maisonette-Eigentumswohnungen  
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34  
Preis 1'765'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab CHF 770'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.duo-dietikon.ch](http://www.duo-dietikon.ch)



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottenbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis 950'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen  
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
Preis ab 935'000.-, Bezug ab Winter 2020  
[www.panoramaweg-kloten.ch](http://www.panoramaweg-kloten.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
Standort: [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8484 **Weisslingen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab CHF 1'110'000.-, Bezug ab Winter 2020/21  
[www.paradislig.ch](http://www.paradislig.ch)



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen  
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'790'000.-, Bezug ab Winter 2020/21  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
Standort: [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 495'000.-, Bezug ab Sommer 2020  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)



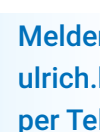
5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)




**Haben Sie ein Grundstück auf dem  
Immobilienträume verwirklicht  
werden können?**



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab CHF 1'115'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



4 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus  
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis 2'040'000.-, Bezug ab Winter 2019/20  
[www.mira-birchwil.ch](http://www.mira-birchwil.ch)

**Melden Sie sich bei unserem Chef**   
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder  
per Telefon 052 235 80 00.





# Netzsicherheit für die Demokratie

Das E-Voting birgt grösste Unsicherheiten und Gefahren. Denn die Demokratie lebt vom Vertrauen der Bürgerinnen und Bürger.

Von Franz Grüter

Zu Recht wird heute beim Bund im Bereich Cyber-Sicherheit investiert. Die Themen Cyber-Kriegsführung und Cyber-Kriminalität sind endlich in der Politik und in der Verwaltung angekommen. Parallel dazu wachsen in der Privatwirtschaft, insbesondere auch bei unseren KMU, die Sensibilität und das Risikobewusstsein für den digitalen Raum. Datensicherheit und Datenschutz werden in der Öffentlichkeit zunehmend wichtig. Dabei waren die vermeintlichen Manipulationen bei den US-Wahlen, die Diskussion um Cambridge Analytica und die grossflächigen psychologischen Auswertungen von Facebook-Daten sicher ein Augenöffner.

Gleichzeitig muss uns aber bewusst sein, dass alle grossen Staaten der Welt ihre Spionage- und Manipulationskompetenzen im Cyber-Raum massiv ausbauen. Die Rede ist von regelrechten Cyber-Armeen. Hacker von Geheimdiensten, organisierten Netzwerken oder auch Einzelpersonen sind heute in der Lage, weltweit und jederzeit zuzuschlagen. Denn Cyber-Angriffe sind günstig, einfach und kaum nachverfolgbar. Dies hat beispielsweise auch der Hacker-Angriff auf die Ruag gezeigt. Dieser Angriff blieb lange unbemerkt. Ebenso konnte die Bundesanwaltschaft, die geballte Stärke der Schweizer Justiz, trotz zweieinhalbjähriger intensivster Ermittlungen keine Täterschaft ausmachen und musste das Strafverfahren einstellen.

## Gefahren einer Manipulation

Was hat das mit unserer Demokratie zu tun? Es ist schizophren, dass dieselben Akteure, die in Verwaltung und Politik die Cyber-Sicherheit ausbauen, nun mit dem E-Voting unsere Demokratie diesen unverantwortbaren Risiken und Unsicherheiten im digitalen Raum aussetzen wollen. Ohne ausreichenden Schutz sollen unsere demokratischen Instrumente den Bedrohungen und dem kriminellen Potenzial der Cyber-Sphäre ausgeliefert werden. Die Vorstellung, dass ein Angriff auf ein E-Voting-System von Behörden und Betreibern lange Zeit gar nicht erst bemerkt wird und später nichts zur Täterschaft oder zu den Motiven der Manipulation herausgefunden werden kann, ist bedenklich.

Rechtssicherheit und Stabilität sind wichtig für Demokratie und Rechtsstaat. Aber genau

diese Sicherheit wird mit E-Voting in Frage gestellt. Noch wichtiger ist aber das Vertrauen der Bevölkerung in die demokratischen Prozesse. Die Überzeugung, dass Abstimmungen und Wahlen ohne Manipulationen ablaufen, ist eine zentrale Voraussetzung für das Funktionieren unserer Demokratie, insbesondere für unterliegende Minderheiten. Die Idee, dass die Resultate der Abstimmungen von allen Mitbürgerinnen und Mitbürgern überwacht und nachgeprüft werden können, ist für das Vertrauen in die Ergebnisse absolut zentral. Mit E-Voting wird jedoch genau dieses Vertrauen unterlaufen und gefährdet, was einer Erschütterung der Grundfesten der Schweizer Demokratie gleichkäme.

Die Gefahren einer Manipulation sind im Moment für die Demokratie einfach zu gross. E-Voting bedeutet ein zentralisiertes Risiko.

Heute funktioniert unser System dezentral, und die Manipulationsmöglichkeiten werden dadurch eingeschränkt und minimiert. Mit den zentralen IT-Systemen verlieren wir jedoch die Kontrolle über unsere Demokratie. Die Wahrscheinlichkeit, dass diese durch fremde Einflüsse gelenkt werden kann, würde maximiert.

Nebenbei haben die bisherigen Versuche im Ausland bestätigt, dass mit E-Voting weder eine Erhöhung der Stimmbeteiligung noch Kosteneinsparungen erreicht werden können. Im Ausland wurden inzwischen denn auch etliche Projekte wegen Sicherheitsbedenken eingestellt; der blinde Fortschrittsglaube hat arge Kratzer erlitten. Deshalb fordern wir nun in der Schweiz mit unserer Volksinitiative «Für eine sichere und vertrauenswürdige Demokratie» ein E-Voting-Moratorium. Auch die Schweizer E-Voting-Systeme weisen eklatante Mängel auf und sind hackbar. Deshalb stehen sie zu Recht von IT-Experten aus dem In- und Ausland unter Dauerkritik. Es ist höchste Zeit, hier einen Marschhalt einzulegen.

Vor zwei Jahren war ich noch fast allein und als einsamer Rufer in der Wüste mit meinem Kampf gegen E-Voting unterwegs. Damals und teilweise heute noch hat man versucht, uns in die Ecke der rückwärtsgewandten Technologie-Verhinderer zu stellen. Das billige Hauptargument für E-Voting war, es sei doch fortschrittlich und modern. Auch wurde E-Voting immer mit E-Banking verglichen, wobei es um zwei vollkommen verschiedene Problemstellungen geht.

Mit den Schlagworten «Digitalisierung» und «Cyber» wollte man E-Voting lautlos, im Wissen um die Mängel, durchboxen.

Schon bald kamen immer mehr gravierende Schwachstellen ans Tageslicht, welche die Glaubwürdigkeit dieser zentralisierten Systeme zerstörten. Und immer mehr haben sich anerkannte Experten und Praktiker aus dem



Rechtssicherheit und Stabilität.

IT-Bereich gemeldet und enorme Sicherheitslücken offengelegt – allen voran die weltweit renommierte IT-Sicherheitsforscherin Sarah Jamie Lewis. Den Anlass zur Lancierung der Volksinitiative bildete letztlich der Umstand, dass man versuchte, bis zu den nationalen Wahlen dieses Jahres in achtzehn Kantonen flächendeckend den elektronischen Abstimmungskanal einzuführen, ohne vorgängig dafür die gesetzliche Grundlage demokratisch zu schaffen.

Wir haben ein überparteiliches Komitee zusammengestellt, dem sich erfreulicherweise bisher sechs Jungparteien angeschlossen haben. Unsere Initiative möchte ein fünfjähriges Moratorium für E-Voting einführen. E-Voting muss absolut sicher und überprüfbar sein. Erst dann können wir E-Voting wieder eine Chance geben.

Franz Grüter ist IT-Unternehmer und SVP-Nationalrat. Initiative «Für eine sichere und vertrauenswürdige Demokratie»: <https://e-voting-moratorium.ch>



Geschwächte globale Macht: Churchill besucht die Schweiz, 1946,...



... Unterzeichnung des Schuman-Plans in Paris, 1950.

## «Ewige Aussenseiter»

Das mächtige Deutschland, das fremdelnde Grossbritannien, eine alles andere als langweilige Schweiz und die Abenddämmerung der 68er Generation: Der britische Historiker Ian Kershaw trifft die Weltwoche zu einer grossen Tour d'Horizon. *Von Wolfgang Koydl*

«Deutsch oder Englisch?», ist die erste Frage, die Ian Kershaw stellt. Doch es ist gar keine Frage, denn selbstverständlich zieht der Brite Deutsch vor. Wer sich so intensiv mit der Geschichte Europas im 20. Jahrhundert beschäftigt hat wie er, kommt auch nicht an dem grossen Land in der Mitte des Kontinents vorbei. «Positiv oder negativ, Deutschland hat den Lauf der Geschichte massgeblich geprägt und tut dies heute noch», meint der 75-jährige emeritierte Historiker. Er ist nach Hamburg gekommen, um die deutsche Ausgabe des zweiten Bandes seiner monumentalen Geschichte Europas im 20. Jahrhundert vorzustellen, die die Nachkriegszeit bis in die Gegenwart behandelt. «Achterbahn» lautet der Titel – fast ein wenig frivol im Gegensatz zu «Höllenssturz», wie der erste Band heisst. Aber er deutet darauf hin, dass diese Fahrt noch nicht vorbei ist.

**Mister Kershaw, lassen Sie mich mit einer Frage in eigener Sache beginnen: Die Schweiz wird in Ihrer Geschichte Europas kaum erwähnt. Sagen Sie: Ist unser Land so unwichtig? Oder nur langweilig?**

Weder noch. Ich habe in meinem Buch natürlich eine relative Gewichtung vornehmen müssen, und selbstverständlich gibt es Länder, die grösseres Gewicht und mehr Bedeutung haben. Deshalb verlangen sie mehr Raum: Frankreich, Grossbritannien, Deutschland. Aber ich würde schon sagen, dass die Schweiz gebührend Platz erhält.

**Der grosse Elefant im europäischen Raum ist zweifellos Deutschland. Wie hat das**

**Land diese Position erreicht: einfach aufgrund seiner Grösse und geografischen Lage? Oder durch bewusste Politik?**

Es war ein Ergebnis des Zweiten Weltkrieges, dass Deutschland im Epizentrum des Kalten Krieges stand. Das war nicht beabsichtigt, denn Deutschland lag in Trümmern und war ein geteiltes, ein zerbrochenes Land. Aber es stand im Zentrum der verschiedenen Krisen in den 1950er und 1960er Jahren. Und auch später war es keine bewusste Politik, sondern es ergab sich eben nach dem Mauerfall, dass Deutschland am Ende des Kalten Krieges wieder im Zentrum stand.

**Heute dominiert Deutschland die Europäische Union.**

Nun, Deutschland steht auch heute wieder im Zentrum der europäischen Krisen. Ganz deutlich wurde das bei der Euro-Krise. Es ist

**«Deutschland steht auch heute wieder im Zentrum der europäischen Krisen.»**

daher absolut gerechtfertigt, dass Deutschland im Mittelpunkt meines Buches steht. Dies entspricht objektiv den Tatsachen. Ob im Guten oder Schlechten – Deutschland ist und war das wichtigste Land Europas.

**Die Deutschen neigen mitunter dazu, alles besser zu wissen und dies anderen auch gerne, wenn auch uncharmant mitzuteilen. Trifft das auch heute noch zu?**

Früher vielleicht schon, vor dem Zweiten Weltkrieg. Aber in den letzten sieben Jahr-

zehnten war Deutschland ein widerstrebender Hegemon, der sehr ungern eine führende Rolle in Europa spielt. Eine Ausnahme war vielleicht die Krise der Euro-Zone. Da hat Deutschland tatsächlich ein Spardiktat verhängt. Aber generell habe ich nicht den Eindruck, dass Deutschland seine Wünsche anderen Ländern aufoktroieren wollte.

**Churchill sagte, dass man nie wisse, was die Deutschen vorhaben – entweder sie liegen dir zu Füssen, oder sie gehen dir an die Kehle. Tatsächlich hat Deutschland im 20. Jahrhundert mehrere Mutationen durchgemacht – vom zweimaligen Aggressor über zwei Niederlagen hin zum Musterdemokraten. Was kann man als Nächstes erwarten?**

Deutschland ist eine Nation, deren Schicksal in Europa aufgeht. Die Deutschen haben nach dem Zweiten Weltkrieg sehr früh erkannt, dass es als alleinstehende Nation in dieser Welt nicht mehr geht. Daher kam es bald zu dem Bündnis mit Frankreich und zur Montanunion, der Keimzelle der europäischen Einigung. Das lag im Interesse Deutschlands.

**Also werden die europäischen Nachbarn sich nicht mehr auf radikale Wandlungen der Deutschen einstellen müssen?**

Man kann sagen, dass sich das Land an die neuen Umstände angepasst hat. Natürlich musste es nach dem Krieg ein neues Deutschland geben oder, genauer gesagt, zwei neue Deutschland. Westdeutschland musste die neuen Realitäten anerkennen und sich fügen.





Neue Realitäten: Mauerfall, Berlin, 1989,...



...Flüchtlingskrise, 2015.

Sie sagten, dass Deutschland eine widerstrebende Macht ist. Frankreich hingegen liebt den machtvollen Auftritt, hat aber nicht die nötige wirtschaftliche Potenz. Ist das der Grund, weshalb die Arbeitsteilung zwischen den beiden so gut funktioniert?

Es funktioniert zwar nicht immer blendend, aber es funktioniert auf dieser Basis. Der Schuman-Plan, die Gründung der Montanunion, sie gehen auf die jeweiligen nationalen Interessen Deutschlands und Frankreichs zurück. Es lag in Frankreichs Interesse, Deutschland im Westen einzubinden. Und es lag in Westdeutschlands Interesse, möglichst bald wieder zu einem souveränen Staat zu werden. Insofern funktionierte das Bündnis im europäischen Interesse auf beiden Seiten sehr gut. Aber primär war es immer vom jeweiligen nationalen Interesse getrieben.

**Reden wir über Ihr Land, Grossbritannien. Ist es der ewige Aussen-seiter in Europa?**

Das kann man sagen. Heute führt der Brexit diesen britischen Exzptionalismus deutlich vor Augen. Es gab immer Ereignisse, bei denen Grossbritannien ein anderes Schicksal hatte als Kontinentaleuropa. Abgesehen von den neutralen Staaten, die Schweiz eingeschlossen, war Grossbritannien das einzige Land, das im Zweiten Weltkrieg nicht besetzt und erobert wurde. Damit war eine Kontinuität gewahrt, die weit in unsere Geschichte zurückreicht. Dies hat grosse Vorteile, aber auch manche Nachteile. Zu letzteren gehört, dass man sich relativ schwer an neue Realitäten anpasst. Deshalb hielten wir uns zunächst aus dem europäischen Einigungsprojekt heraus.

Grossbritannien war zwar Siegermacht, aber erschüttert von den Folgen des Zweiten Weltkrieges. Man meinte, man sei immer noch stark genug. Wir waren zwar gerade dabei, das Empire zu verlieren, aber wir hatten den Commonwealth. Wir waren zwar geschwächt, aber noch eine globale Macht.



«Revolte gegen die liberalen Werte der 68er»: Historiker Kershaw.

Und unsere Institutionen waren uralte. Manches geht bei uns auf das 13. Jahrhundert zurück. Seit dem 11. Jahrhundert wurden wir nicht besiegt. Auch deshalb haben unsere Institutionen so lange überlebt.

**Historisch betrachtete London die kontinentaleuropäischen Staaten als Skorpione in einer Flasche. Aufgabe der britischen Politik war es, den Korken auf der Flasche**

**zu halten, damit die Insel sicher vor ihnen war. Ist Britannien mit dem Beitritt zur Europäischen Gemeinschaft nicht mit in die Flasche gekrochen?**

Man kommt leicht in Versuchung, zurückzublicken und zu sagen, dass der Beitritt zur EWG im Jahr 1973 der Anfang vom Ende war,

dass er zwangsläufig zum Brexit führen musste. Aber das stimmt nicht. Der Weg in den Brexit war kurz, und er begann erst vor wenigen Jahren. Es war kein automatischer Prozess. Natürlich verhielten sich die Briten in der EU oft störrisch. Aber bis vor kurzem wollte man nicht austreten, das haben Meinungsumfragen gezeigt. Es herrschte zwar kein Idealismus für die EU, aber man hatte akzeptiert, dass man Mitglied war, und man hatte auch manche Vorteile. Erst seit ein paar Jahren haben bestimmte Schichten der Bevölkerung die Nachteile deutlicher gesehen. Das waren die drei Krisen in den letzten zehn, zwölf Jahren – die Zuwanderung nach der Osterweiterung, die Finanzkrise und die daraus resultierende Austeritätspolitik und drittens die Flüchtlingskrise. Von der letzten waren wir zwar nicht direkt betroffen, aber wir sahen das Chaos auf dem Kontinent und waren froh, dass wir unsere Grenzen hatten. Brüssel wurde mehr und mehr zum Sündenbock, und das schürte die Aversionen gegen die EU. Schaut man sich Meinungsumfragen aus dem Jahr 2011 an, lag das Thema Europa

noch auf Platz zehn oder elf der Rangliste. Aber die Migrationskrise hat sich mit den Einstellungen gegenüber der EU verflochten, so dass sich bei einer Mehrheit der Bevölkerung eine regelrechte Feindseligkeit gegenüber Europa entwickelte.

**Von Ihrem Landsmann Rudyard Kipling stammt das Zitat, dass Ost und West nie zusammenkommen werden. Er meinte**



## Inside Washington

# Heckenschützen

**Die schäbigste Intrige ist gut genug – Hauptsache, sie zielt auf Trumps Anhänger.**

Beim Absetzungsverfahren gegen den Sex-Veteranen Bill Clinton verwünschten seine loyalen Parteigänger die «Strategie der persönlichen Vernichtung». Das ist lange her. Im Zeitalter von Donald Trump trachten viele Linke nach dem totalen Krieg.

So hat sich Hillary Clintons früherer Pressesprecher, Brian Fallon, gegen Brett Kavanaugh, Richter am Obersten Gerichtshof, verschworen. Dazu gehört, dass Fallon die Rechtsfakultät der George-Mason-Universität in Virginia unter Druck setzt, Kavanaugh als Referenten eines Sommerkurses abzusetzen. Die Uni-Leitung bleibt jedoch standhaft und konstatiert, dass der Lehrgang überbelegt ist. Unterdessen verwendet sich eine Lobbygruppe von Menschenrechtsaktivisten dafür, dass amerikanische Unternehmen fast dreissig Trump-Sympathisanten auf eine schwarze Liste setzen, weil diese angeblich an der Grenze zu Mexiko «Kinder in Käfige stecken». Die «Mehr öffentliches Vertrauen»-Truppe schaltete eine ganze Anzeigenseite in der *New York Times* mit der Forderung: «Kampf dem Hass im Verwaltungsrat».

Selbst Google kapitulierte kürzlich. Linke Aktivisten empörten sich über den Beizug der konservativen Vordenkerin Kay Coles James zu einem neuen Google-Beratungsgremium für künstliche Intelligenz. Google liess das Projekt fallen. Sie äusserte sich über die Schlammschlacht im Netz: «Sie nannten mich <fremden- und schwulenfeindlich, eine Fanatikerin> ... in Wahrheit bin ich eine 69-jährige Schwarze, die stets gegen Diskriminierung kämpfen musste.»

Ein Kolumnist des *Boston Globe* ermunterte letzte Woche das Restaurantpersonal im Land unverblümt, das Essen von Trump-Mitarbeitern zu verderben. Der ehemalige Kellner meinte: «Man könnte so den Job verlieren, aber Amerika dienen.» Man riskiert sogar eine Gefängnisstrafe. Aber kein Preis ist in diesem Kampf zu hoch und kein Protest zu kleinkariert. Amy Holmes

**Orient und Okzident – aber trifft das nicht auch auf den Osten und den Westen Europas zu?**

Ich habe mich in beiden Bänden meines Buches bemüht, Osteuropa sehr stark einzubeziehen. Osteuropa wird gemeinhin oft grob vernachlässigt. Schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts konnte man ganz deutlich sehen, dass sich dieser Teil des Kontinents ganz anders entwickelte als der Westen. Er war immer ärmer und konfliktreicher. Vor dem Zweiten Weltkrieg lagen die Krisenherde in Zentral- und Osteuropa. Mit der Teilung Europas nach 1945 ergab sich für mich ein Problem mit der Strukturierung meines Buches, denn es war unmöglich, eine einheitliche, geradlinige Geschichte Europas

**«Brüssel wurde mehr und mehr zum Sündenbock, und das schürte die Aversionen gegen die EU.»**

zu schreiben. Man musste die unterschiedlichen Entwicklungen im Osten und im Westen berücksichtigen. Das war schwer zu schreiben. Aber man hatte es schon vorher eigentlich mit einem Kontinent zu tun, der aus zwei Teilen besteht.

**In Ihrem Buch nennen Sie die Bewegung der 1960er Jahre ein Schlüsselereignis des Jahrhunderts. Nun steht die 68er Generation am Ende ihres aktiven Lebens, sie besetzt alle Institutionen, durch die sie einst marschierte, und manchmal scheint sie genauso kritikresistent wie ihre Eltern. Gleichzeitig sehen wir neue politische Bewegungen, die gegen das 68er Weltbild opponieren. Schlägt das Pendel zurück?**

Es gibt einen Unterschied: Die Prozesse damals waren eindeutig generationenspezifisch. Heute sehen wir eher einen Langzeittrend. Populistische Bewegungen gab es in Ansätzen schon in den 90er Jahren, denken Sie an Österreich und die FPÖ unter Jörg Haider oder an die Schweiz mit der Schweizerischen Volkspartei und Christoph Blocher. Wegen der dauernden Krisen im letzten Jahrzehnt hat sich der Populismus ausgebreitet. Vor allem deswegen, weil sich sehr viele Menschen als Verlierer der Globalisierung sehen. Dann kam die Flüchtlingskrise hinzu, vor allem die Zuwanderung von Muslimen. Selbst in den Niederlanden, einer Hochburg des Liberalismus, waren die Vorbehalte gegen diese Zuwanderung schon vor Ausbruch der grossen Krise sehr stark.

**Aber hat sich die Kritik an den Errungenschaften der 68er nicht deutlich zugespitzt?**

Teilweise schon. In den letzten Jahrzehnten haben die liberalen Werte der 68er die Szene und die Debatte beherrscht. Aber jetzt haben wir eine Art von populistischer Revolte gegen diese Werte. Das langfristige Ergebnis

der 68er war die Durchsetzung dieser Werte, und jetzt gibt es eine Revolte dagegen. Das liegt aber nicht daran, dass die Generation der 68er von der politischen Bühne abtritt, sondern an den verschiedenen Entwicklungen, die den Populismus gefördert haben.

**Sie weisen auf die Verbindung zwischen dem Erfolg der Demokratie im Nachkriegs-Europa auf der einen und Wohlstand und Wachstum auf der anderen Seite hin. Seit einiger Zeit haben wir weniger Wohlstand, und auch der Demokratie geht es plötzlich nicht mehr so gut. Funktioniert Demokratie nur, wenn genug Geld da ist?**

Das ist leicht übertrieben, aber es stimmt natürlich, dass das Wirtschaftswunder in den 1950er und 1960er Jahren Möglichkeiten freigesetzt hatte. Es war genug Geld da, um die Anfänge einer Konsumgesellschaft zu ermöglichen und – noch viel wichtiger – den Wohlfahrtsstaat zu finanzieren. Jetzt sind wir mit einer demografischen Entwicklung konfrontiert, die den Wohlfahrtsstaat sehr stark fordert, und dies genau zu einem Zeitpunkt, da das Geld knapper wird. Für die Gesamtgesellschaft ist das eine grosse Herausforderung. Wir sind zwar letzten Endes immer noch reiche Länder, aber die Ansprüche sind auch gewachsen im Vergleich zu den Anfängen des Wohlfahrtsstaates. Und wenn gespart werden muss, wird man weniger liberal, weil man das Geld lieber zu Hause ausgeben will als in anderen Ländern. Das führt zu neuen Nationalismen und zu neuen nationalpopulistischen Bewegungen.

Ian Kershaw studierte ursprünglich Mediävistik. Weil die Originalquellen auf Deutsch verfasst waren, belegte er am Goethe-Institut seiner Heimatstadt Manchester einen Kurs. Es war ein Schritt, der sein Leben verändern sollte. Fortan waren Deutschland und seine Geschichte Schwerpunkte in der Arbeit des britischen Historikers. Weltweit bekannt wurde der 75-Jährige mit einer zweibändigen Hitler-Biografie. Nun ist die deutsche Ausgabe seiner monumentalen zweibändigen Geschichte Europas im 20. Jahrhundert erschienen.



**Ian Kershaw: Achterbahn.**  
Europa 1950 bis heute.  
DVA, 832 S., Fr. 53.90

**Ian Kershaw: Höllensturz.**  
Europa 1914 bis 1949.  
768 S., Fr. 48.90



# Störfaktor Salvini

Italien hat oft dramatische Veränderungen in Europa bewirkt. Bald könnte es wieder so weit sein. Matteo Salvinis Lega ist im Begriff, die grösste nationale Partei im Europäischen Parlament zu werden. Dies und der vertagte Brexit sind schlechte Nachrichten für Macrons Vision der EU. *Von Nicholas Farrell*

Auf dem EU-Krisengipfel der letzten Woche wandte sich der französische Präsident Emmanuel Macron gegen eine deutliche Verlängerung der Brexit-Frist, vor allem wohl deswegen, weil er eine Teilnahme der Briten an den Europawahlen Ende Mai verhindern wollte.

Um seine imperiale Vision der EU zu verwirklichen, die er hochtrabend als «europäische Renaissance» bezeichnet, musste er das britische Krebsgeschwür ein für allemal aus der Europäischen Union entfernen. Interessanterweise erhielt er dafür keine Rücken-deckung von Angela Merkel.

Im neuen Europäischen Parlament werden also zu Macrons grossem Leidwesen britische Abgeordnete vertreten sein, weil die politische Klasse des Vereinigten Königreichs unfähig ist, den Brexit umzusetzen. Doch ihre Anwesenheit in Strassburg wird Manna für die Populisten sein (bzw. Souveränisten, wie sie sich selbst nennen), die nicht die Vasallen jenes imperialen Europas sein wollen, von dem Macron träumt.

Ihre Ausgangssituation ist durchaus vielversprechend. Laut Meinungsumfragen ist die rechtsnationale Lega des italienischen Innenministers und stellvertretenden Ministerpräsidenten Matteo Salvini im Begriff, mit mindestens 30 Sitzen die grösste nationale Partei im neuen Europäischen Parlament zu werden (bislang verfügte sie über 5 Sitze).

Diese Ehre kam bislang der CDU von Angela Merkel zu, doch diesmal dürfte die Partei über 28 Mandate nicht hinauskommen. Und vergessen wir nicht: Deutschland hat insgesamt zwanzig Sitze mehr als das kleinere Italien.

## Versprechen eingelöst

Anders als die Brexiteers wollen die europäischen Souveränisten nicht aus der EU austreten, sondern die Union als ein Europa der Vaterländer neu organisieren. Ironischerweise hätten ein solches Ziel seinerzeit auch viele Brexit-Befürworter attraktiv gefunden.

Laut Meinungsumfragen ist damit zu rechnen, dass rechte Populisten bei den Europawahlen besser denn je abschneiden werden.

Die Alternative für Deutschland (AfD) könnte mit 13 Sitzen ihre Präsenz verdoppeln, und Marine Le Pens Rassemblement national dürfte zwar nicht ganz so gut abschneiden wie 2014, aber trotzdem auf 21 Sitze (bislang 24) kommen – gleichauf mit Macrons La République en marche! Die spanische Vox könnte auf



*Besser denn je:* Populisten Olli Kotro, Jörg Meuthen, Matteo Salvini, Anders Primdahl Vistisen.

5 Sitze, das niederländische Forum für Demokratie auf 4 Sitze kommen. Und so weiter.

Insgesamt werden die Souveränisten im neuen Europäischen Parlament vermutlich eine Schlüsselrolle spielen.

Die beiden Fraktionen, die das Europäische Parlament über Jahrzehnte in einer Art grossen Koalition beherrscht haben – die konservative Europäische Volkspartei (EVP) und die Progressive Allianz der Sozialdemokraten (S&D) –, dürften auf weniger als 50 Prozent der Sitze kommen und damit zum ersten Mal ihre Mehrheit verlieren.

Am Montag vergangener Woche stellten Salvini und einige europäische Verbündete, darunter Jörg Meuthen von der AfD, in Mailand ihr Manifest «Verso L'Europa del buonsenso» (Für ein Europa des gesunden Menschenverstands) vor, in dem die europäischen Souveränisten für ein anderes Europa werben. Le Pen war abwesend, hatte dem Projekt aber bei einem vorangegangenen Treffen mit Salvini ihren Segen gegeben.

Diese drei Parteien allein dürften die drittgrösste Fraktion im Europäischen Parlament überholen, die von Guy Verhofstadt angeführte Allianz der Liberalen und Demokraten für Europa, die gemäss Umfragen auf 66 Sitze (–2) kommen wird. Sie könnten auch die linke Fraktion überholen, die voraussichtlich auf 135 Sitze kommt (–51), vor allem wenn es gelänge, Viktor Orbáns Fidesz auf ihre Seite zu ziehen, die bislang der EVP angehörte und voraussichtlich 14 Sitze (+2) holen wird.

Italien hat schon oft dramatische Veränderungen in Europa bewirkt. Es hat als erstes wichtiges europäisches Land eine populistische

Regierung gewählt – eine Koalition aus linker Fünf-Sterne-Bewegung und rechter Lega. Italien zeigt, dass der rechte Populismus funktioniert, nicht aber der linke.

Bei den Parlamentswahlen im März 2018, bei denen keine Partei oder Koalition eine regierungsfähige Mehrheit erhielt, errang die Fünf-Sterne-Bewegung mit 32,7 Prozent mehr Stimmen als jede andere Partei. Die Lega kam nur auf 17,4 Prozent. Aber inzwischen ist die Fünf-Sterne-Bewegung auf etwa 20 Prozent abgerutscht, während die Lega bei etwa 35 Prozent steht.

Der einzige konkrete Erfolg der populistischen Regierung, und der ist tatsächlich bemerkenswert, ist die Tatsache, dass illegale Migrantinnen, die das Mittelmeer in Richtung Italien überqueren, nicht mehr an Land gelassen werden. Das ist vor allem Matteo Salvini zu verdanken.

Italien befindet sich nun zum dritten Mal seit der globalen Finanzkrise in einer Rezession. Das Land, gefangen in der Zwangsjacke des Euro, ist machtlos. Immerhin aber haben die Populisten, dank der Lega, ihr Versprechen hinsichtlich des Migrationsproblems eingelöst. In Italien ist nicht der linke, sondern der rechte Populismus erfolgreich, weil die Menschen ihr Land, ihre Kultur und ihre Lebensart lieben. Und nur die Lega tritt für sie ein, sie ist ihre einzige Hoffnung.

Ähnliches gilt gewiss auch anderswo in Europa. Die Menschen sind keine Supereuropäer wie Macron, sondern Souveränisten wie Salvini.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork





*Letzter grosser Coup: Wikileaks-Gründer Assange auf dem Balkon der Botschaft von Ecuador in London, Mai 2017.*





## Ikone der Woche

# Der kleine Diktator

Von Urs Gehriger

Plötzlich geht die Tür auf. Ein Männlein kommt ans Tageslicht. Ein Männlein, grau wie eine Kellerassel. Es trägt einen weissen Zauselbart und Handschellen aus Eisen. Trotzig spreizt es zwei Finger – «V for Victory» –, während es in der Tiefe eines Londoner Polizeiwagens verschwindet.

Was wird hier gespielt?

«Julian Assange ist ein Botschafter der Wahrheit. Trotz seiner unmenschlichen Behandlung hat er grossartige Arbeit für die Menschheit geleistet», erklärt Regisseur Oliver Stone auf Anfrage der *Weltwoche* per E-Mail. Der Hollywood-Rebell, der mit «Snowden» (2016) dem Phänomen der Whistleblower ein Denkmal setzte, schlägt epische Töne an. «Dieser Fall ist entscheidend für das Überleben unseres Rechts auf Wissen und unserer grundlegenden Freiheit gegen die Unterdrückung durch die USA und Grossbritannien – und jetzt auch noch Tyrannei!»

Julian Assange, 47, der sich sieben Jahre lang in der ecuadorianischen Botschaft in London verstecken musste und jetzt in ein Gefängnis gezerrt wurde – ein zeitgenössischer Heiland auf der *via crucis* nach Golgatha?

### «Gründersyndrom»

Nüchtern äussern sich jene, die den Kopf der Enthüllungsplattform Wikileaks aus nächster Nähe kennen. «Ein Pionier» sei er, gewiss, einer der Ersten, die an diese Art von gesellschaftlicher Veränderung geglaubt hätten, aber «auch derjenige, der das Ganze an die Wand gefahren» habe, sagt Daniel Domscheit-Berg. Assange leide unter dem «Gründersyndrom», habe alles selbst kontrollieren wollen. Wer alles an sich reisse, stehe irgendwann mit dem Rücken zur Wand.

Domscheit-Berg hat mit Assange Wikileaks aufgebaut, amtierte als dessen Sprecher und erlebte 2010 den Durchbruch hautnah mit. Dieser erfolgte durch ein Video mit dem Titel «Collateral Murder», das US-Helikopterpiloten im Irak bei der Tötung von Menschen zeigt.

Kaum habe sich der erste Erfolg eingestellt, habe Assange tyrannische Züge entwickelt. Wie ein «Diktator» und «Guru» habe er sich aufgeführt. Domscheit-Berg stellte Fragen, wagte zu widersprechen. Und fiel in Ungnade. 2011 kehrte er Wikileaks den Rücken.

«Mir wird schlecht, wenn ich feststelle, dass Assange eigentlich ein Dealer ist», sagte der Deutsche nach dem Bruch mit Assange der *Welt-*

*woche* (Nr. 9/11). Um die Dokumente sei ein veritabler «Schwarzmarkt» entstanden. Kaum habe Assange erkannt, auf welcher Schatztruhe er mit den amerikanischen Dokumenten (sie stammten von Bradley – nach einer Geschlechtsumwandlung Chelsea – Manning) sass, habe er zu rechnen begonnen. Er habe verschiedenen Medien den Zugriff zu Dokumenten verkauft, Al-Dschasira und Channel 4 zum Beispiel. Es sei um «Pfund-Summen im mittleren fünfstelligen Bereich und höher» gegangen.

### Giftpfeile im Köcher?

«Assanges grösster Fehler war es, dass er keinen Fehler zugestehen konnte», sagt Domscheit-Berg heute nach dessen Verhaftung. So habe er sich jeglicher Lernfähigkeit verschlossen. Da waren zum Beispiel die afghanischen *war logs*. Sie enthielten Namen von lokalen Informanten. Mit der Publikation wurden diese und deren Familien zum Abschuss freigegeben. «Die Schwärzung der Namen, das hat Assange gar nie interessiert. Klare Absprachen, die mit dem Team getroffen wurden, wurden ignoriert.»

Je intensiver er sich mit den Dokumenten des US-Militärs befasst habe, «desto mehr fand er



Assange am 11.4.2019.

Gefallen an dieser extrem zackigen, seelenlosen Fachsprache mit ihren absurden Akronymen und Codes». Nachdem er Assanges Führungsstil kritisierte, habe dieser ihm gedroht, er würde ihn «jagen und töten», schrieb Domscheit-Berg in «Inside Wikileaks» (2011). Das Buch gab erstmals detaillierten Einblick in die skrupellosen Machtallüren des Australiers.

Was diesen antreibe und wer er genau sei, sei ihm während all der Jahre an Assanges Seite verborgen geblieben: «Julian kreierte sich jeden Tag neu, wie eine Festplatte, die immer wieder neu formatiert wurde.» Er habe ein regelrechtes Mysterium um seine Person gestrickt, seine Vergangenheit mit immer neuen Details ausgekleidet und sich dann gefreut, wenn ein Journalist das so aufschrieb.

Landet der einst «gefürchtetste Mann», da sich die Schlinge um seinen Hals zuzieht, einen letzten grossen Coup? Als man ihn 2011 wegen Verdachts auf Vergewaltigung an Schweden auszuliefern drohte, warnte Assange geheimnisvoll vor einer «thermonuklearen Option» – einem angeblich verschlüsselten Dokument, das man auf Befehl aktivieren könne.

In den letzten Jahren hat Wikileaks lediglich einige sehr grosse Dokumente publiziert. «Das ist sicher längst nicht alles, was bei der Plattform eingereicht wurde», so Domscheit-Berg. Dass sich in ihrem Köcher noch Giftpfeile befänden, sei allerdings «reine Spekulation».

## Besser als Sex

Wenn das eigene Universum auf die Grösse eines Golfballs schrumpft, die Fixsterne des Lebens Greens sind und trotzdem alles grösser scheint als alles andere.

Von Michael Bahnerth

Ich kenne mich aus mit Süchten, wahrscheinlich mit ziemlich vielen. Ich kenne die Mutter aller Süchte, jene nach Leben, und ich kenne ihre Tochter, die Sehnsucht. Ich kam zum Golf in einer Phase, als ich dachte, ich hätte das Wechselspiel zwischen Sucht und Leben und Leben und Sucht so oft praktiziert, dass ich mich aus seinem Griff etwas lösen könnte. Da waren etwas weniger künstliche Paradiese und etwas mehr reale Welt. Ich kam damit leidlich zurecht, umschiffte meine eigenen Klippen und lief nicht auf Grund, sondern schrammte ihn nur ab und an, ich hatte eine Frau, ein Kind, einen Oldtimer, und alles fuhr mehr oder weniger geradeaus. Ich war nicht unglücklich, glücklich hin und wieder. Dann kam Golf und blieb und begann, mein Leben in Beschlag zu nehmen.

### Zwei Ehen zerbrochen

Von allen Süchten ist Golf die hartnäckigste. Als ob Golf im Stammhirn verankert ist. Vielleicht ist es das ja. Man kann durchaus Parallelen ziehen zu Jagdformen im Pleistozän, als Hominiden mit Stöcken und Steinen auf Tiere los sind. Sie warfen die Steine, liefen hinter ihnen her zur Beute und machten sie dann alle. Das ist dem Schlagen vom Fairway aufs Green und dem Versenken des Balles im Loch nicht unähnlich. Golf, wenn man so will, ist im Grunde nichts anderes als eine zivilisierte Form des Jagd- und Spieltriebes des Menschen mit dem Unterschied, dass es ihn nicht physisch nährt, sondern nur psychisch. Es nährt so sehr, dass irgendwann die Seele beginnt, danach dauerhaft zu hungern.

Golf hat wahrscheinlich nur deshalb nicht so viele Ehen zerstört wie etwa Alkohol, weil weniger Menschen Golf spielen als Alkohol trinken. Wer süchtig ist nach Golf, tut gut daran, Single zu sein; eine Frau zu haben, die ihr Interesse an ihm verloren hat; oder eine zu haben, die auch süchtig ist nach Golf. Vor einem Jahr lief ich beim Loch 14 des Engadine Golf Club – jenem Loch, in dessen Nähe der britische Golfer und Professor John Plant, ein Handicap-o-Spieler mit der Tendenz zu kleinen Betrügereien, wie den Ball mit der Fusspitze auf ein besseres Stück Rasen zu befördern, seine Asche verstreuen liess – auf einen siebzehnjährigen Golfer auf, wir sprachen kurz miteinander, und später im Klubhaus erzählte er, dass seiner Leidenschaft für Golf zwei Ehen nicht standgehalten hätten. Seine zweite Frau hätte er beinahe zum Golfspielen gezwungen,

nach der Erfahrung mit der ersten Frau, die zuerst über seine Golfleidenschaft tolerant gelächelt, später gegen sie gestichelt und schliesslich sie ihm vehement vorgeworfen und ihn dann vor die Wahl gestellt habe. Aber er habe keine Wahl gehabt, und das habe sie nie begriffen. Seine zweite Frau wollte zwar Golf spielen, aber sie habe kein Talent dafür gehabt: «Ach, geh du alleine», sagte sie, bevor sie anfang zu fragen, ob Golf wichtiger sei als sie. Also sei er alleine los, ein Wochenende da auf einem Platz, ein Wochenende dort auf einem Platz, Ferien im Golfhotel und so weiter, und dann sei er sie eines Tages los gewesen, was seinem Golfspiel aber nicht geschadet habe oder nur kurz jedenfalls, ein wenig Slice sei plötzlich da gewesen, aber danach habe er umso befreiter aufgespielt. «Du weisst ja», sagte er, «je besser man mit sich selbst auskommt, desto sauberer fliegen die Bälle.»

Die grosse Frage des Golfs könnte sein, ob es über die Jahre einen Menschen aufbaut oder zerstört, aber sie stellt sich nicht wirklich. Nicht nur weil Golf ist wie das Leben, das auch beides tut und sich in einem pausenlosen Wechsel aufbaut und zerstört, bevor es sich ganz verabschiedet. Sie stellt sich deshalb nicht, weil Golf für alle, die nicht nur ein bisschen Bälle schlagen, weil es en vogue ist, und die erst im Klubhaus zu wahrer Form auflaufen, eine Sucht ist, etwa Irreales. Da draussen auf den Greens sind viele erwachsene Männer und ein paar erwachsene Frauen, die ihren mentalen Zustand abhängig machen vom Golf, nebst allem andern wie Beziehung, Kinder, Job und so weiter. Die ein wenig werden wie Manisch-Depressive. Nach einer gelungenen Runde umarmen sie die Welt, nach einer misslungenen würden sie gerne kotzen, wenn sie dafür nicht zu apathisch wären.

### Wunderschlag aus dem Gebüsch

Aber sie kommen nicht davon los, auch nicht, wenn sie in einer jener Phasen stecken, in denen sie die Bälle anhaltend nicht richtig treffen, unaufhörlich vor sich hin fluchen, als ob sie unter dem Tourette-Syndrom leiden würden, und verlassen dann den Golfplatz als halbgebrochene Menschen und schwören sich, den ganzen Scheiss jetzt zu lassen und die Zeit für Sinnvolleres zu nutzen. Das geht einen Tag gut, zwei, drei, vielleicht eine Woche, und sie fühlen sich befreit von der Last des Golfs, doch dann drängt alles in ihnen zurück auf den Platz, und das ist ein Gefühl, das

stärker sein kann als das Bedürfnis nach Sex etwa.

Golf ist eine Bitch, das ist klar. Sie gibt einem das beste aller Gefühle und das fürchterlichste. Sie macht einen da zum Helden und dort zum Verlierer. Die Schwierigkeit dabei ist, dass man die Golfbitch nie unter Kontrolle hat. Man macht sich das gelegentlich vor, ein paar Löcher lang vielleicht. Die Bälle fliegen, vielleicht gelingt einem sogar ein Draw oder ein Fade, das sind Bogenbälle, man fühlt sich unverwundbar, leicht wie ein Halbgott, man durchschreitet gerade das beste seiner Leben, und dann passiert es, obwohl man alles ganz genau so macht wie zuvor, aber der Ball fliegt nicht mehr wie von selbst, sondern holpert durch die Luft, ist meist zu kurz, da ist Slice, da ist Katastrophe, und zwischen dem inzwischen so weit weg scheinenden Elysium und der An-



Gravitation vs. Fliehkraft.



kunft in der Hölle des Golfs liegt ein Schlag, ein einziger.

Ich kenne einen sehr guten Amateur, Single-Handicap-Spieler. Trainiert die ganze Woche, und seine Bälle fliegen gelegentlich so, als ob sie den Himmel streicheln würden, und am Wochenende spielt er jeweils Turniere, und beim letzten landete sein vierter Ball im Gebüsch, bei einer an sich lächerlichen Annäherung mit einem Eisen 7. Die ganze Woche über ist ihm das nie passiert. Er macht alles wie immer, da sind keine nennenswerten Hindernisse, keine kleinen fiesen optischen Täuschungsvonsadistischen Golfplatzdesignern, trotzdem landet der Ball nicht mal im Rough, sondern in jener Zone, in der auch das Dickicht der Psyche liegt. Das ist das Werk der Golf-Bitch. Es gibt jetzt nur zwei Möglichkeiten. Entweder gelingt ein Wunderschlag aus dem Gebüsch, und er ist gerettet bis zum nächsten Unglück. Oder er verheddert sich und ist die nächsten Bälle lang verloren bis zum nächsten Glück, das ganz nah liegen kann oder auf einem anderen Planeten.

### Demut und Leidenschaft

Golf sei die Schule der Demut, hört man gelegentlich, vor allem von älteren Spielern.

Demut gilt als Tugend, als eine Art von weisem Fatalismus, der darin wurzelt, dass das Unvollkommene, also der Mensch, nur ganz, ganz selten das Vollkommene, das Göttliche, schaffen kann und er, der Mensch, in seinem Bemühen, trotzdem stets nach dem Vollkommenen zu greifen, ohne es je länger als einen Augenblick in den Händen zu halten, mit würdevoller Resignation reagiert. Das ist wie mit dem Spatzen in der Hand und der Taube auf dem Dach.

Jeder ernsthafte Golfer hat ein paar Bälle für die Ewigkeit geschlagen, vollkommene Bälle. Und bei jedem Ball, den er schlägt, hofft er, es

---

### Natürlich sind Golfspieler Egoisten. Kein anderer Sport, ausser vielleicht Schach, ist einsamer.

---

möge wieder geschehen, solch ein Ball der mühelosen Perfektion, und dann muss er nehmen, was kommt. Wahrscheinlich liegt darin die Demut. Persönlich finde ich, Demut beim Golf ist ganz grosser Mist, weil sie auf Kosten der Leidenschaft geht. Leidenschaft ist nie demütig, und ohne Leidenschaft ist das Vollkommene ohnehin so weit weg wie ein

170 Meter entferntes Green, das man mit einem Pitcher erreichen möchte.

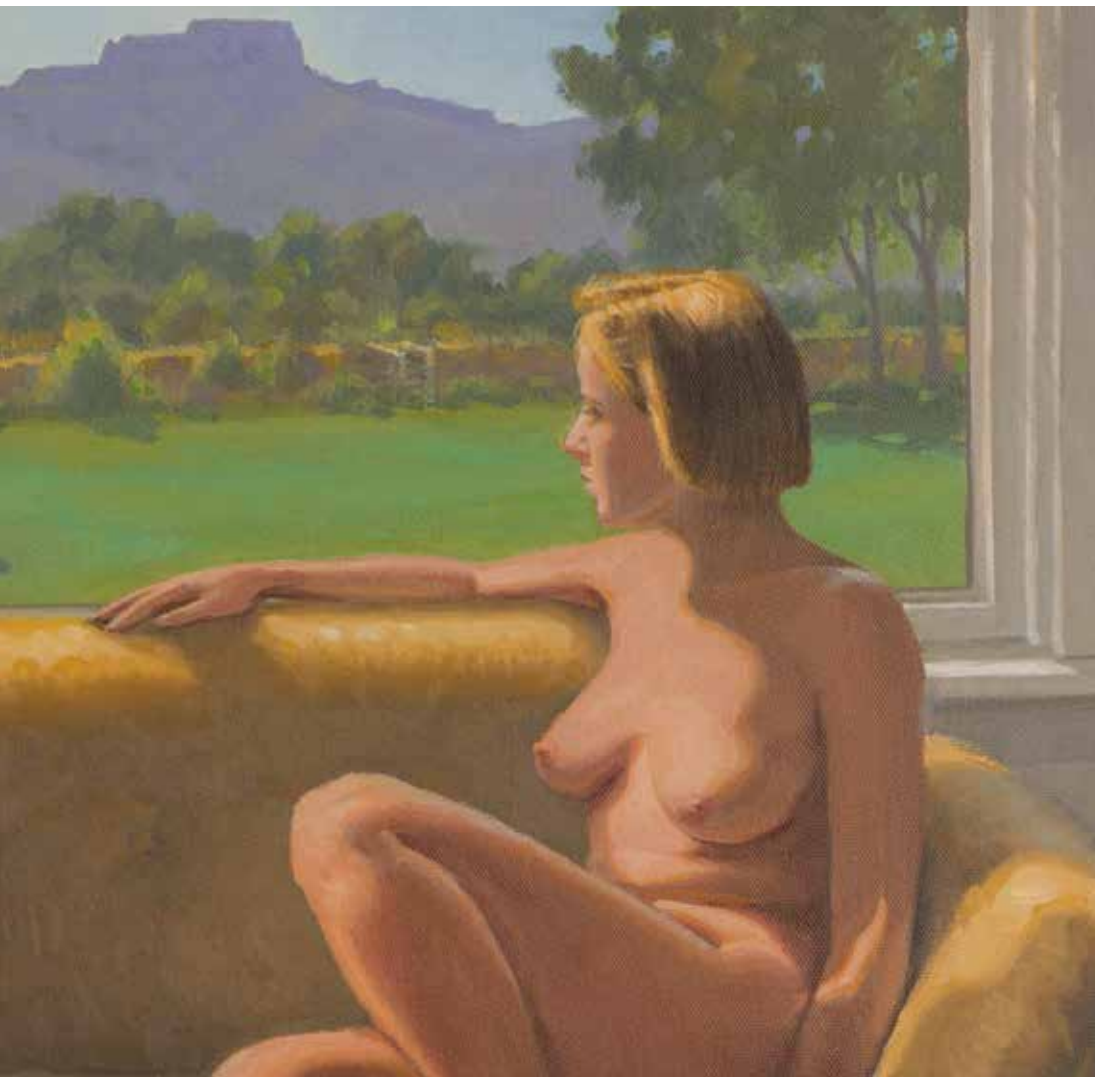
Golf ist schlagen oder geschlagen werden, jedes Mal, wenn man sich hinstellt und abschlägt mit dem Ziel, Bewegung und Geist in absoluter Harmonie schwingen zu lassen. Es ist gleichzeitig Erinnerung an das Absolute und künftige Hoffnung darauf. Es sind diese Momente, wenn man die Flugparabel eines optimalen Balles verfolgt, diese Sekunden, wenn die Welt nur daraus besteht, und vielleicht ist sie dann da, die Demut, wenn auch in einer ekstatischen Form.

Natürlich sind Golfspieler Egoisten und Exzentriker. Das geht gar nicht anders. Kein anderer Sport, ausser vielleicht Schachspielen, ist einsamer. Wenn man es pathetisch will, ist es so; ein Mann, ein Schläger, ein Ball und siebenzig Schläge Zeit, bei null rauszukommen. Und die Möglichkeit, bei jedem Loch das scheinbar Unmögliche zu schaffen und das Mögliche zu verfehlen.

### Das Wunder passierte am 12. Loch

Unlängst war das Masters-Turnier in Augusta, Georgia, das mit dem grünen Jackett für den Sieger. Tiger Woods gewann. Es war der Triumph des Unmöglichen über das Mögliche. Eine Sternstunde nennt man so etwas. Woods, der nach seinen Erfolgen vor zehn Jahren nur noch sich selbst schlug, ein ums andere Mal, der noch 75er-Runden auf 70er-Plätzen spielte, wenn es ihm einigermassen lief, oder der gar nicht mehr spielte, der Tabletten schluckte anstelle von Siegen. Er stellte seinen Swing um, sein Leben auch, die Sucht blieb dieselbe, und er kam zurück am Sonntag, den 14. April. Er lag zwei Schläge hinten vor der letzten Runde, als das Wunder begann. Das Wunder passierte am 12. Loch, das Golden Bell heisst und eines der schönsten auf der ganzen Welt ist, ein Par 3, 141 Meter nur, aber wegen der Luftturbulenzen dort eine Bitch. Mal weht sie einen in den Himmel, mal ins Verderben. Die Spieler vor Woods patzten, trafen die Teiche, aber Woods spielte einen unvergesslichen Ball mit dem Eisen 9, nach dem 12er war er Co-Leader und gewann schliesslich. Es hat mich zu Tränen gerührt, dieses Golf, das da und dort war wie ein neues Licht eines scheinbar erloschenen Sternes.

Wir Amateurgolfer sind nur Sternenstaub, der sich hin und wieder zusammenballt und dann stärker zu leuchten glaubt, als er es tatsächlich tut. Aber wir sind in dieser Umlaufbahn des Golfs, wir sind Gefangene in ihr, Ball für Ball, wir lieben sie, wir verfluchen sie. Aber wir kommen nie von ihr los. Ihre Gravitation ist stärker als all die Fliehkräfte in uns. Es hat ein paar tausend Bälle vielleicht gebraucht, bis ich in dem englischen Professor John Plant, dem Mann, dessen Asche im Engadine Golf Club bei Loch 14 verstreut ist, keinen narzisstischen Exzentriker gesehen habe, sondern einen ganz normalen Golfspieler.





Er konnte um alle Ecken, Wellen und Hügel spielen und einlochen: Tiger Woods als Sechzehnjähriger in Griffith Park, Los Angeles, 1991.

## Legenden

# Comeback-Kid

Jeder verdient eine zweite Chance. Tiger Woods, der Golf-Champion, war ganz unten. Jetzt steht er wieder ganz oben. Eine Geschichte, die Amerika liebt.

Von Hansrudolf Kamer

Die Amerikaner glauben an *redemption*, ein Wort, das Rettung, Erlösung und Wiedergutmachung in sich vereint. Durch Reue, Disziplin und harte Arbeit findet der Gefallene zurück – du bist am Boden, nur um wieder aufzustehen: der Mythos, den der Boxer Muhammad Ali in der Sportwelt verankerte.

Tiger Woods war ganz am Boden. Der Sex-Skandal war nur der Anfang. Seine schwedische Frau zertrümmerte mit einem Golfschläger die Heckscheibe seines SUV, mit dem er im Garten seines Nachbarn einen Hydranten umgefahren hatte. Sie hatte von den weit ausgreifenden Frauengeschichten ihres Mannes erfahren und hatte keine Lust, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Immer mehr Gespielinnen des Gipfelstürmers meldeten sich und gaben zu Protokoll, was sie alles mit Tiger angestellt hatten. Das

holde Familienglück, mit dem die Werber die Marke TW umgeben hatten, wich öffentlicher Schande. Sponsoren wandten sich von Tiger ab. Dass er nicht unbedingt der klassische Verführer war, stellte sich erst später heraus.

### Doppelleben mit Frauen und Drogen

Der inszenierten öffentlichen Bitte um Verzeihung folgte der sportliche Abstieg ins Niemandsland. Seine fälschliche Festnahme als betrunkenen Autofahrer in Florida mit dem beklemmenden Polizeifoto, das um die Welt ging, verwies auf Tigers ruinierte Gesundheit. Erst vor einem Jahr wurde eine Biografie des Superstars veröffentlicht, die kein schönes Bild malte: Verwöhnt, selbstverliebt, überheblich, arrogant – Tiger habe das Doppelleben mit Frauen, Drogen und Alkohol gebraucht, um sein Golfspiel zu

stimulieren. Fake News, würde der Golfspieler im Weissen Haus sagen.

Das Masters ist das erste von vier Major-Turnieren im Jahr. Augusta, benannt nach der Mutter von Georg III., der einen Teil der amerikanischen Kolonien der britischen Krone verlor, liegt in Georgia. Bei seinem zerstörerischen Marsch zum Meer im Bürgerkrieg hinterliess der Yankee-General William Tecumseh Sherman eine breite Spur der Verwüstung und liess nicht viele historische Gebäude stehen. Der berückend schöne Golfplatz von Augusta mit seinen blühenden Magnolien, dem weissen Dogwood, den Azaleen, den hohen Kiefern und dem weissen Sand lässt nicht erahnen, welche blutige Geschichte in ihm steckt.

Tigers grosses Vorbild ist Jack Nicklaus, der «Goldene Bär», mit achtzehn Major-Titeln Rekordsieger.





Auch er gewann ein spätes Grossturnier, auch das Masters, 1986, im Alter von 46 Jahren. Woods ist 43 Jahre alt – die Zukunft liegt noch vor ihm. Alter ist beim Golfen grundsätzlich kein Problem. Tom Watson hätte mit knapp sechzig Jahren 2009 beinahe das British Open gewonnen, und Bernhard Langer, der zweimalige deutsche Masters-Champion, hat mit 61 Jahren dieses Jahr wieder gut mitgehalten.

Allerdings – ohne den medizinischen Fortschritt hätte Tiger wohl das Comeback nicht geschafft. Seine letzte von vier Rückenoperationen datiert von 2017. Zwei Wirbel wurden «verschraubt», andere entstaucht, eine Bandscheibe entfernt. Seine Rehabilitation dauerte Monate. Wenn einer mit vier Jahren mit dem Golfspielen beginnt und dabei seinen Körper strapaziert, wie das die Profis tun, so hat das gewöhnlich Folgen. Tiger ist nicht der Einzige. Während des Turniers wurde der muskulöse Australier Jason Day jüngst auf dem Platz von Physiotherapeuten behandelt. Er hatte unvorsichtigerweise seine kleine Tochter hochgehoben, um sie zu umarmen.

### Versteifter Rücken

Als Tiger vor zwei Jahren am Champions Dinner in Augusta erschien, brauchte er Nervenblocker, starke Schmerzmittel, nur um zu gehen und ein paar Stunden stillzusitzen. Es war jener Medikamenten-Cocktail, der ihm bei der Polizeikontrolle in Florida zum Verhängnis geworden war – nicht Alkohol oder Drogen. Seine Karriere war vorbei. «I was done», sagte er damals. «Golf is not in my near future – or even the distant future.» Doch dann nach Konsultationen mit Spezialisten in England liess er in Texas den Rücken versteifen.

Kaum konnte er nach der Reha wieder gehen, begann er mit dem Putten. Dann konnte er wieder Chippen, Approaches üben. Alles andere folgte. «Plötzlich konnte ich wieder einen Golfschwung machen. Ich fühlte, dass ich das irgendwie wieder zusammenkriege, dass ich immer noch die Hände hatte, um es zu tun. Mein Körper ist nicht mehr der gleiche, aber ich habe gute Hände.»

Dann ging es schnell. Letztes Jahr gewann er wieder Turniere – die Tour-Championship im September. Er wurde Zweiter am letzten Major, den PGA-Championships. Beim Open in Schottland kam er auf den sechsten Platz. Er war wieder voll im Spiel bei den Weltbesten.

An diesem Masters konnte er die Drives mit voller Drehung und Wucht auf den Fairway und in die Bäume jagen. Es sah nicht mehr so toll aus wie früher, aber der fusionierte Rücken hielt stand. Seine Rettungsschläge aus ungemütlichen Lagen waren exzellent. Die Schläge der jüngeren athletischen Konkurrenten waren zwar oft länger, aber Golf ist bekanntlich nicht Leichtathletik. Es ist, wie es der amerikanische Schriftsteller und Hobbygolfer John Updike beschreibt, eine höchst filigrane An-

gelegenheit, die Kraft mit detaillierter Körperbeherrschung vereint oder vereinen sollte. Das Hirn ist dabei oft überbeansprucht.

Wenn Profi-Golfer älter werden – so um die vierzig – stellt man fest, dass nicht unbedingt oder nicht nur die Länge beim Abschlag schrumpft, sondern die Nerven beim Putten immer mehr zu flattern beginnen. Tiger war ein stupender Putter. Er konnte um alle Ecken, Wellen und Hügel spielen und einlochen. An diesem Masters sah man, dass er oft zögerte, den Ball weniger aggressiv schob, als er es früher getan hatte.

Der neue Tiger ist nicht mehr der alte. Während er ehemals von der Spitze aus die Konkurrenz dominiert hatte, rollte er in Augusta das Feld von hinten auf. Er hat sich zum kalkulierenden, abwägenden, opportunistischen Golfer gewandelt. Er nützte Gelegenheiten aus, wenn er sie sich mit guten Schlägen «erarbeitet» hatte, und vermied Risiken auf Spielbahnen, die kaum realistische Chancen boten.

Er spielte vorsichtiger, analytischer, wartete auf die Fehler seiner Konkurrenten. Die Schlüsselszene: Der führende Italiener Francesco Molinari, der Open-Sieger in Carnoustie letztes Jahr, der bis zu diesem Moment wie ein Uhrwerk gespielt hatte, schoss den Ball ins Wasser. Hoch oben in den Wipfeln der Pinien hatte ihn ein Windstoss erfasst. Molinari hatte geglaubt, er könne sich eine direkte Linie hin zur Fahne leisten. Seine Präzision und seine Länglenkontrolle würden dies erlauben. Hybris oder unterentwickelter Realitätssinn werden aber sofort bestraft.

Als Tiger anschliessend beim Abschlag in Position ging, glaubte man förmlich zu sehen, was in seinem Kopf vorging. Der frühere Tiger

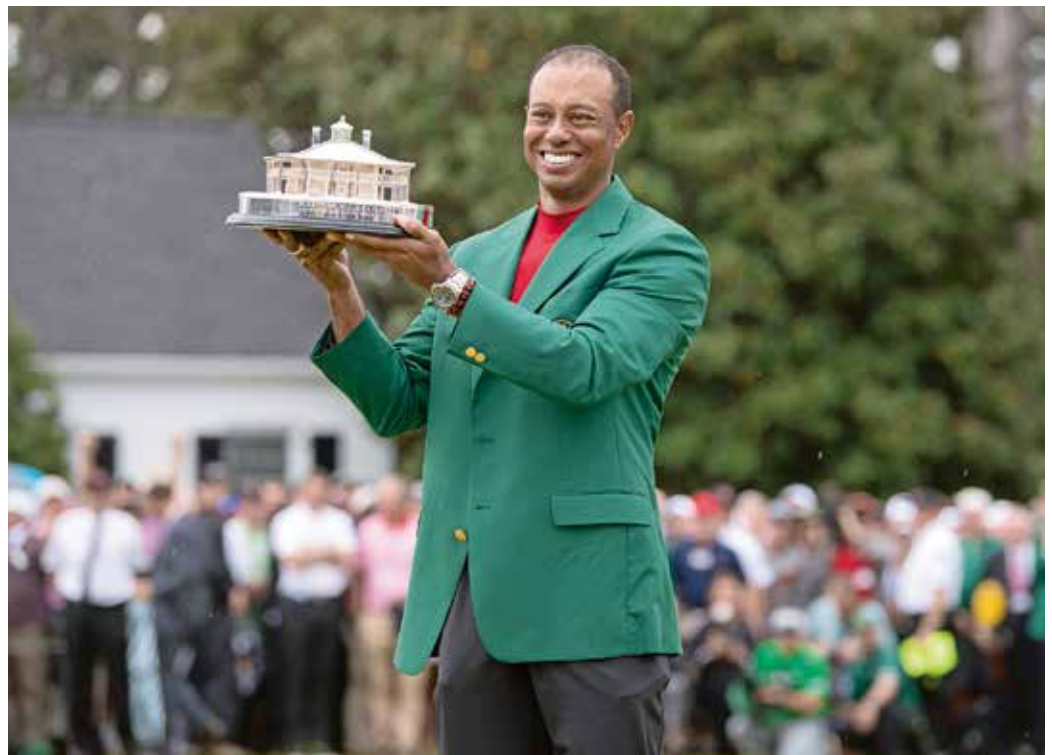
hätte voll auf Risiko gespielt. Der neue orientierte sich an seinem Vorbild Jack Nicklaus und setzte den Ball in sicherer Distanz zur Fahne mitten aufs Green – zwei Putts, das Par war im Trockenen. Der Weg zum Sieg war plötzlich frei. Es lag nur noch an ihm.

Das Masters ist ein Einladungsturnier, bei dem ehemalige Champions mitspielen können, solange sie wollen. Es ist ein Wettkampf, der einen direkten Kulturvergleich zwischen den alten Meistern und den jungen, im College ausgebildeten Profis zulässt, die mit wissenschaftlicher Akribie Titel jagen, die Geldlisten anführen und sich in geschliffenen Interviews keine Blöße geben.

### Der neue Tiger gegen den Rest

Doch auch sie sind vor langen Durststrecken der Erfolglosigkeit nicht gefeit. Jordan Spieth, der junge Amerikaner, der einst so regelmässig Gewinne einspielte und nicht zu stoppen schien, ist nicht mehr wiederzuerkennen. Rory McIlroy, der junge Nordire, will verzweifelt einen Sieg in Augusta, weil er die andern Majors schon einmal gewonnen hat – und jedes Mal enttäuscht er seine Fans.

Die ganze Golfwelt will nun wissen, ob Tiger den Rekord von Jack Nicklaus brechen kann. Das Comeback-Kid hat «erst» fünfzehn Majors gewonnen. Die Jungen, die einst seinetwegen mit dem Golfen begonnen hatten, sind nun seine ärgsten Konkurrenten. Sie lassen sich von ihm nicht einschüchtern und verschwinden nicht, wenn der neue Tiger zum Sprung ansetzt. Sie wollen verhindern, dass er die Golfgeschichte neu schreibt. Sie wollen es lieber selber tun. Es wird eine Geschichte werden, die einem den Schlaf rauben könnte.



Kann er Nicklaus' Rekord brechen? Beim Sieg des Masters in Augusta, Georgia, 14. April.

# Eine offene Gesellschaft ist nicht offen für alles

Dass man sich gegen die Feinde der Demokratie und einer freiheitlichen Ordnung wehren sollte, darüber besteht weitgehend Einigkeit. Bloss wie?

Von Kacem El Ghazzali

Seit je waren Städte für ihre Mauern bekannt, jene dicken und hohen Grenzen, die zum Schutz vor potenziellen Feinden oder Gefahren als Filter fungierten. Die moderne, offene Stadt ist das Gegenteil davon. Sie hat keine Mauern, ist weltoffen, mehrsprachig und strotzt vor kultureller Vielfalt. Sie bietet ihren Bewohnern Anonymität und stärkt dadurch ihre Individualität und ihre Freiheit. Das macht die Stadt zum idealen Umfeld für Kreativität, Entwicklung und den Austausch von Erfahrungen. Andererseits ist die offene Stadt leider nicht sicher: Nach den Anschlägen in New York, Madrid, Paris, London und Brüssel wurde der Debatte über die Zukunft der offenen Stadt als Plattform fürs Miteinanderleben und für die Vielfalt neues Leben eingehaucht. Unsere Weihnachtsmärkte und Open-Air-Konzerte sind nicht mehr dieselben wie früher; die Betonblöcke, die unsere öffentlichen Versammlungsorte heutzutage umschliessen, erinnern uns ständig daran, dass wir nicht sicher sind. Und da die offene Stadt die Verkörperung einer offenen, demokratischen Gesellschaft ist, bin ich der Meinung, dass wir eine ehrliche Debatte über die offene Gesellschaft führen müssen und darüber, welchen Herausforderungen sie sich heute gegenübergestellt sieht.

## Wo ziehen wir die Linie?

Jedem, der sich politische Talkshows ansieht, wird auffallen, dass die selbsternannten Freunde der offenen Gesellschaft oft keinerlei Anstalten machen, ihre politischen Einstellungen, beispielsweise für Einwanderungsförderung oder für offene Grenzen, zu rechtfertigen. Oft reicht es, dass sie ihre Sätze einfach mit «Es gehört zu einer offenen Gesellschaft, dass ...» beginnen, um ihren Gesprächspartner, der eher kritische Fragen aufwirft, zu einem direkten Feind der «offenen Politik» und entsprechend zu einem Befürworter einer geschlossenen Gesellschaft zu machen. Ich leugne nicht, dass ich manchmal ebenfalls zu den Leuten gehöre, die ihre Sätze mit «Es gehört zu einer offenen Gesellschaft, dass ...» beginnen. Ich glaube, dass es zunächst wichtig ist, zu definieren, was mit einer offenen Gesellschaft überhaupt gemeint ist, bevor wir darüber reden, was zu einer solchen gehört und was nicht.

Wenn wir die Linie ziehen wollen, an der eine offene Gesellschaft beginnt, müssen wir zuerst die Freiheit des Einzelnen betrachten.



*Im Namen der Toleranz.*

Diese Freiheit ist das Mass für die Offenheit einer jeden Gesellschaft. Je freier eine Person in ihren Entscheidungen und in ihrem Lebensstil ist, desto offener ist die Gesellschaft, in der sie lebt. Es ist keineswegs ein Zufall, dass Diktaturen aller Art ihren Krieg hauptsächlich mit der Einzelperson austragen und gleichzeitig das religiöse, familiäre und politische Kollektiv hervorheben. Eine offene Gesellschaft kann nur in einem liberalen Staat entstehen, der religiösen oder ethnischen Kollektivismus nicht als Bestimmungsfaktor für den Gesellschaftsvertrag sieht, sondern die Einzelperson in all ihrer Vielfalt und Widersprüchlichkeit. Und genau wie der liberale Staat die Einzelperson schützt und ihr ihre Rechte garantiert, greift er ebenfalls mit seinen beschränkenden Gewalten ein, damit ein Einzelner nicht willkür-

## Popper erachtete den Angriff des Kollektivs auf den Individualismus als eine der grössten Bedrohungen.

lich die Rechte, die Sicherheit und die Freiheiten anderer Bürger verletzen kann.

Karl Popper erachtete den Angriff des Kollektivs auf den Individualismus als eine der grössten Bedrohungen für eine offene Gesellschaft. Die Freiheit des Einzelnen ist jedoch nicht absolut, sondern eingeschränkt. Ebenso wie eine freie Gesellschaft die Freiheit ihrer Mitglieder garantieren muss, muss sie sicherstellen, dass diese Freiheit weder ihre Sicherheit bedroht noch von faschistischen Kräften, wie etwa Rechtsextremen, dem politischen Islam oder anderen Bewegungen, die die Grundlagen aller Freiheiten untergraben, ausgenutzt wird. Die persönliche Freiheit geht Hand in Hand damit, dass die Gleichheit vor dem Gesetz und das Recht auf Unterschied gewährleistet sind. Ohne das Recht auf Unterschied kann es keine Freiheit geben. Versuche, die Unterschiede zwischen den einzelnen Menschen durch sogenannte Gleichmacherei auszumerzen, was durch die Auferlegung eines bestimmten Lebensstils, wie etwa die Verhinderung des Konsums bestimmter Lebens-



mittel und Getränke durch Preiserhöhungen oder gar deren Verbot, stellen nicht nur eine freiheitsfeindliche Politik dar, sondern auch eine paternalistische Vormundschaft über den Einzelnen – und sind damit Eigenschaften einer geschlossenen Gesellschaft. Immanuel Kant hat bereits vor mehr als zwei Jahrhunderten auf diesen Punkt aufmerksam gemacht: «Niemand kann mich zwingen, auf seine Art glücklich zu sein, sondern ein jeder darf seine Glückseligkeit auf dem Wege suchen, welcher ihm selbst gut dünkt, wenn er nur der Freiheit anderer, einem ähnlichen Zwecke nachzustreben, [...] nicht Abbruch thut.»

Eine weitere wichtige Eigenschaft einer offenen Gesellschaft ist ihre Offenheit für Veränderung und Anpassung, da sie keine dogmatische Ideologie repräsentiert (wie manche Leute das gerne haben möchten). Veränderung und Anpassung erfordern, dass freie Meinungsäusserung, Diskussionen ohne Tabus und freie Kritikäusserung gewährleistet sind. Aufgrund der wachsenden Macht der Identitätspolitik innerhalb des politischen und sozialen Diskurses wird dies heutzutage allerdings immer schwerer. So ist zum Beispiel in Universitäten, Museen und kulturellen Einrichtungen eine Tendenz zur Zensur festzustellen: Menschen werden dazu gezwungen, ihre intellektuelle Freiheit aufzugeben, um die Gefühle einer bestimmten religiösen oder ethnischen Minderheit nicht zu verletzen.

### Feinde entlarven

Es sollte nicht weiter überraschend sein, dass Karl Popper sein Buch «Die offene Gesellschaft und ihre Feinde» bei mehr als nur einem Anlass als «Kriegsbeitrag» beschrieb. Popper war der Meinung, dass sich die offene Gesellschaft zur Verteidigung der Freiheit und der Demokratie direkt und effektiv mit den schlimmsten Faschisten seiner Zeit auseinandersetzen musste: dem Nationalsozialismus und dem Stalinismus. Laut Popper ist eine offene Gesellschaft nicht staatsfeindlich, sondern arbeitet vielmehr daran, ihre Feinde zu entlarven. Sie befindet sich ständig im Krieg mit ihnen, doch um etwas verteidigen zu können, muss man wissen, wo man steht und welche Grenzen man schützt. Anders ausgedrückt, ist eine offene Gesellschaft nicht für alles offen.

Zweifellos stellen der politische Islam und die extremen Rechten die grössten Bedrohungen für die offene Gesellschaft und ihre garantierten Freiheiten dar. Diese Ideologien weisen trotz ihres gegenseitigen Hasses die gleiche Gesellschaftswahrnehmung auf, da sie beide den Pluralismus ablehnen (wichtiger Hinweis: Islamisten akzeptieren den Pluralismus, allerdings nur in einer Richtung – wenn sie selbst, als Minderheit, von ihm im Westen profitieren –, in ihren eigenen geschlossenen Gesellschaften lehnen sie den Pluralismus jedoch katego-

risch ab), die persönliche Freiheit und das Recht auf Unterschied bekämpfen und nicht an die Allgemeingültigkeit der Menschenrechte glauben. Die Verteidigung einer offenen Gesellschaft erfordert deshalb, diese Ideologien unerbittlich zu bekämpfen.

In einer offenen Gesellschaft ist kein Platz für Kulturen, die Frauen und ihre Körper als etwas Schmutziges und Sündiges erachten, das verhüllt werden muss; die junge Mädchen zwingen, den Hidschab zu tragen, obwohl dies das Recht des Kindes auf freie Entwicklung aufs stärkste verletzt; die Moscheen dazu benutzen, um zu Hass und Gewalt aufzurufen – auch nicht für diejenigen, die unter dem Banner des Christentums Europas dazu aufrufen, Muslime aus der Gesellschaft auszuschliessen. Im Angesicht solcher Herausforderungen dürfen die Politik und ihre Freiheitsinstitutionen solch illiberalen Manifestationen gegenüber keine Gnade zeigen.

Der Gesellschaft muss klarwerden, dass sie vor der Verteidigung des Säkularismus, der Freiheit und des Individualismus im Namen der Toleranz nicht zurückscheuen darf. Jeder, der diese Werte ablehnt, muss sich eine andere Gesellschaft suchen, und jeder, der in Europa einwandert, muss wissen, dass in Europa den einzelnen Personen Rechte zustehen, nicht aber den Religionen und Kulturen. Oder mit den Worten des Philosophen Michael Schmidt-Salomon: «Wer partout nicht will, dass seine Kinder in einer freien Gesellschaft aufwachsen, wird sein Exil ausserhalb Europas suchen wollen.»

### Gewalt gegenüber Frauen

Das Konzept einer offenen Gesellschaft wurde in den letzten Jahren ideologisch verzerrt; es wurde auf eine Gesellschaftsform ohne geografische Grenzen reduziert, die fremde Kulturen, Flüchtlinge und Migranten willkommen heisst, es gleichzeitig aber ablehnt, jedwede Bedenken gegenüber den sozialen und kulturellen Herausforderungen anzusprechen, die diesen Prozess begleiten. Als Beispiel dienen hier die Aussagen linker Politiker, nachdem eine junge Frau vor einem Genfer Nachtclub brutal angegriffen oder Frauen während der Street Parade in Zürich sexuell belästigt worden waren und man herausfand, dass die Straftäter in beiden Fällen einen Migrationshintergrund hatten. Die Politiker von SP bis Alternative Liste (AL) weigerten sich, anzuerkennen, dass die wachsende Gewalt gegenüber Frauen der letzten Jahre ebenfalls mit der Einwanderung von Migranten aus Kulturen zu tun hat, die Frauen als weniger wertvoll erachten als Männer. Das Leugnen der Fakten ist wahrlich unverschämte, doch «man kann die Realität ignorieren, aber man kann nicht die Konsequenzen einer ignorierten Realität ignorieren» (Ayn Rand).

Weiterhin ist der Freund einer offenen Gesellschaft zu jemandem geworden, der gegen die Parteien des rechten Flügels kämpft, da er angeblich an die Notwendigkeit glaubt, die Werte der Freiheit verteidigen zu müssen; gleichzeitig vermeidet dieser Freund indessen Kritik am politischen Islam und dessen Unterstützern. Die offene Gesellschaft wird damit nicht verteidigt, sondern hintergangen. Die Verteidigung der offenen Gesellschaft funktioniert nicht, wenn den Faschisten im eigenen Land der Krieg erklärt wird, während Faschisten anderer Kulturen und Religionen, die jene persönlichen Rechte der offenen Gesellschaft mit Füßen treten, im Namen der Toleranz verteidigt und gebilligt werden. Die Verteidigung der offenen Gesellschaft funktioniert nicht,

---

## Was wir dringend benötigen, ist ein Bewusstsein für die Notwendigkeit, unsere Werte zu verteidigen.

---

wenn jeder illegale Einwanderer als Flüchtling gesehen wird und man nach seinem «Recht» verlangt, im Land bleiben zu dürfen, selbst wenn ihm vom Staat kein Asyl gewährt wurde, und wenn anschliessend sämtliche politischen Gegner als Flüchtlingsfeinde hingestellt werden, nur weil sie das Gesetz ausüben und jene ausweisen möchten, deren Asylantrag abgelehnt wurde. Die Verteidigung einer offenen Gesellschaft funktioniert nicht, wenn eine Integrationspolitik gemacht wird, die das Individuum auf eine angenommene ethnische oder religiöse Person reduziert (Muslim, Afrikaner usw.). Eine solche Sichtweise erleichtert die Bildung von Parallelgesellschaften, die die Sicherheit und das Zusammenleben gefährden. So ist die Annahme der SP falsch, die Integration von Muslimen könne erleichtert werden, indem der Islam als Staatsreligion anerkannt wird.

Unsere Stadt braucht keine Mauern, um sich zu schützen. Was sie allerdings dringend benötigt, ist ein Bewusstsein für die Notwendigkeit, die Werte zu verteidigen, die die offene Gesellschaft stärken. Kurz gesagt: Wir sollten den Feinden der Offenheit nicht offen gegenüber treten. Noch sollten wir uns dafür schämen, unsere positiven europäischen Werte, wie den Liberalismus, die Demokratie und die Selbstkritik, zu verteidigen. Und nochmals: Eine offene Gesellschaft ist nicht für alle Dinge offen.



**Kacem El Ghazzali**, marokkanisch-stämmiger Schriftsteller, kam 2011 als Flüchtling in die Schweiz, wo er mittlerweile eingebürgert ist. Bei diesem Text handelt es sich um die gekürzte Fassung eines Beitrags, der demnächst im Sammelband

«Liberaler Antworten auf urbane Fragen» der FDP Zürich erscheint.



## Die Bibel

# Auf den Tod zurückgekommen

Von Peter Ruch

**D**enn gekreuzigt wurde er in Schwachheit, aber er lebt aus der Kraft Gottes (2. Korinther 13,4). Jesus war gesandt, um den Menschen das Wesen Gottes zu offenbaren. Gott thront als König in Ewigkeit, sagt der Psalm (29,10). Aber der Ewige hat am Kreuz dem Tod ins Auge geschaut. Bei dieser Nähe entsteht ein Kampf zwischen Leben und Tod. Denkt man über den Tod und die Auferstehung Jesu nach, so wird man bemerken, dass es sich um zwei Seiten derselben Sache handelt. Der Tod – das ist der Meister, der alles Irdische überschattet. Zwar können wir ihn hinauschieben, aber wir können ihm nicht entkommen. Wider Erwarten hat sich Gott am Kreuz auf ihn eingelassen. Und ist dann an Ostern auf den Tod zurückgekommen. «Auf etwas zurückkommen» heisst, eine scheinbar erledigte Sache neu verhandeln. Das ist nur sinnvoll, wenn neue Gesichtspunkte aufgetaucht sind. Der neue Gesichtspunkt beim Tod Jesu ist, dass Gott selber diese Niederlage hinnimmt. Der Tod am Kreuz ist die abgründige Gottverlassenheit. Zwar sind unzählige andere Menschen im Laufe der Geschichte noch quälender und ebenso zu Unrecht exekutiert worden wie Jesus von Nazareth. Das Besondere an ihm ist jedoch der Anspruch Gottes, sich in der Gestalt dieses Menschen verständlich zu machen. Verständlich ist dieses Zeugnis von Gnade und Liebe sehr wohl. Genau deshalb war es für die Eliten unerträglich. Anstatt ihn willkommen zu heissen, klagten sie ihn an und liessen ihn hinrichten. Die englische Krimiautorin Dorothy L. Sayers hat das einst das grösste Drama aller Zeiten genannt.

Gott ist auf diese Gottverlassenheit zurückgekommen durch die Auferstehung Jesu von den Toten. Und damit ist er auf alle Gottverlassenheit und Gottlosigkeit zurückgekommen. Er liess Gnade vor Recht ergehen. Mehr noch: Liebe vor Recht. Liebe zu den Sündern. Nehmen wir das zur Kenntnis, so werden wir unsererseits frei zur Liebe. Frei von allen Verrenkungen, in die wir geraten, wenn wir uns dauernd selber rechtfertigen und Geschehenes wiedergutmachen wollen.

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



*Expressive Selbstenthüllung:* Willem Dafoe als Vincent van Gogh.

## Kino

# Hinein ins innerste Ich

Der Künstler Julian Schnabel hat einen Vincent-van-Gogh-Film jenseits aller Konventionen gedreht – aber auch frei vom Genie-Klischee? Von Wolfram Knorr

**D**ieser merkwürdige Mensch Vincent van Gogh, der auf den Selbstporträts aussieht, als blicke er aus den Tiefen seiner Zeit in die Ewigkeit, hat längst durch die kaum mehr überschaubaren Interpretationen und Analysen mythische Dimensionen erreicht. In der Fusion von Werk und Biografie – Sonnenblumen und abgeschnittenes Ohr –, durch ein halbes Dutzend Biopics noch multipliziert, entstand das wie in Blei gegossene Klischee vom Genie und Irren. Das aufzubrechen, hat nun der Maler und Filmemacher Julian Schnabel («Before Night Falls») mit seiner Version «Van Gogh: At Eternity's Gate» versucht.

Es sind die letzten Lebensjahre von Vincent van Gogh (1853–1890), in Paris kommt er mit der Kunstavantgarde in Kontakt, lernt Paul Gauguin (Oscar Isaac) kennen, der ihm rät, Paris zu verlassen und in den Süden zu ziehen, wo er das Licht finden würde, das er sucht. In Arles – da ist er 35-jährig, sein Werk umfasst schon über hundert Gemälde – beginnt seine enorm produktive Phase. Bruder Theo (Rupert Friend), Kunsthändler in Paris, finanziert Vincents Leben und versucht – meist vergeblich –, dessen Bilder zu verkaufen. Der rastlose Vincent, der sich in Natur und Licht sprichwörtlich fallen lässt, dessen seelische Verwirrung zunimmt, der sich ein Teil vom Ohr abschneidet und an einem Bauchschuss – Fremdeinwirkung (wie Schnabel nahelegt) oder Suizid (die

offizielle Version)? – 1890 stirbt, war für Autoren wie Filmemacher ein gefundenes Fressen. Der Kunstkritiker Julius Meier-Graefe kriegte sich 1904 kaum ein: «Seine Bilder sind oft, man weiss es, in blindem Taumel gemalt.»

Nach neuesten Van-Gogh-Rezeptionen stammen «blinder Taumel» und Co. aus dem Genie-Baukasten und sind Unsinn. In Wahrheit habe er sehr genau und überlegt die Bildkompositionen und Farben bestimmt. In einem Brief an Theo über das Bild «Das Nachtcafé» schrieb er: «Durch die Gegensätze von zartem Rosa und Blutrot und Dunkelrot [...] habe ich die finstere Macht einer Kneipe ausdrücken wollen.» Ein solcher van Gogh gibt filmisch wenig her. Da fehlt das Drama. Julian Schnabel verzichtet zwar genau darauf und will dafür mit entfesselter Kamera (Benoît Delhomme) – wackelnd, Froschperspektive, unscharf, reissend et cetera – dem Zuschauer die Sichtweise des Künstlers nahebringen, visualisieren, was in diesem vorgegangen sein mag. Also rauscht auch er über Felder, Wiesen, Wälder, durch Räume, ins Licht und rückt immer wieder van Goghs Gesicht, den Menschen, dazwischen. Willem Dafoe verkörpert ihn beeindruckend. Grau, eingefallen, knochig – Spuren der Nervenzusammenbrüche –, bringt er, den Selbstporträts entsprechend, das innerste Ich ohne jede Maskerade zum Ausdruck; das hat suggestive Kraft. Leider überschreitet



aber auch Schnabel die Demarkationslinie zum «blinden Taumel».

Van Goghs expressive Selbstenthüllung und rücksichtslose Aufrichtigkeit entsprechen der freudschen These, nach der Menschen ihre Geheimnisse nicht für sich behalten können. Van Goghs Selbstbildnisse entstanden in einer Zeit des Umbruchs, der fotografischen Abbildung. Vor diesem Hintergrund entbehrt es nicht der Ironie, dass van Gogh mit seiner postimpressionistischen Technik gezielt gegen das Lichtbild ankämpfte. Nur mit der Malerei könne man in die Katakomben innerer Wahrheiten vordringen. Die Kamera sei nichts, sei dazu verdammt, an der Oberfläche zu bleiben. Einige Male gelingen Schnabel ergreifende Szenen, etwa wenn der Maler wie ein zur Ruhe gekommener Wilder sich in die Arme seines Bruders bettet. So sehr sich Schnabel aber bemüht, mit Dynamik, expressionistischen Verzerrungen und anderen filmischen Mitteln die Oberfläche zu überwinden und van Goghs Inneres nach aussen zu kehren – es bleibt ein Oberflächen-Tanz, wenn auch ein einfallsreicher. ★★★★★

## Weitere Premieren

**Der Fall Collini** — Aus heiterem Himmel, so scheint es, erschießt der Italiener Fabrizio Collini (Franco Nero) den deutschen Industriellen Hans Meyer (Manfred Zapatka). Collini schweigt; fürs Gericht ein Routinefall – bis dem Mörder der junge, unerfahrene Pflichtverteidiger Caspar Leinen (Elyas M'Barek) zugeordnet wird: sein erster Fall. Caspar meint bald, den Fall wegen Befangenheit abgeben zu müssen. Denn Meyer war sein Ziehvater, der Grossvater seines Freundes und dessen Schwester Johanna (Alexandra Maria Lara), Caspars späterer Geliebten. Das Gericht sieht's anders, Leinen bleibt. Ein weichgespülter Hamlet («Die Welt ist aus den Fugen»), hin- und hergerissen zwischen der behüteten Jugend bei den Meyers und Collini, dessen Rache einem schrecklichen Terrorakt aus dem Zweiten Weltkrieg geschuldet ist. Meyer war bei der SS in Italien stationiert. Schritt für Schritt enthüllt Leinen das von der Justiz verdrängte Verbrechen, mit der David-gegen-Goliath-Dramaturgie. Heiner Lauterbach als böser Prof. Mattinger irritiert mehr durch sein seltsames



*Weichgespülter Hamlet: «Der Fall Collini».*

Toupet als durch sein diabolisches Verhalten. Nach dem gleichnamigen Roman von Ferdinand von Schirach, hochkarätig besetzt, vor allem mit dem Kinomagneten Elyas M'Barek («Fack ju Göhte»), von Marco Kreuzpaintner («Beat») inszeniert. Leider häufig psychologisch wenig glaubwürdig (die Beziehung zwischen Johanna und Caspar) und zu dick aufgetragen. Die Gefühlssauce erinnert an deutsche Vergangenheitsbewältigungsfilme à la «Rosen



*Grossmimen-Rentner: «King of Thieves».*

für den Staatsanwalt». ★★★★★

**King of Thieves** — Nach Clint Eastwood («The Mule») und Robert Redford («The Old Man & the Gun») treten in der britischen Ganoventkomödie, ebenfalls nach einer wahren Geschichte, gleich ein halbes Dutzend Grossmimen-Rentner auf: Michael Caine, Jim Broadbent, Michael Gambon, Tom Courtenay, Ray Winstone, Paul Whitehouse. Einen solchen Prachtsstrass zu bündeln, mag die halbe, aber nicht die ganze Miete sein. Die Story nach dem «Hatton Garden»-Raub ist derart lendenlahm und geriatrisch, dass man meinen könnte, Regisseur James Marsh («The Mercy») und sein Autor Joe Penhall («The Road») seien doppelt so alt wie die im Schnitt mitsiebzigjährigen Schauspieler. ★★★★★

## Knorrs Liste

1	<b>Shazam!</b> Regie: David F. Sandberg	★★★★★
2	<b>Doubles vies</b> Regie: Olivier Assayas	★★★★★
3	<b>Gateways to New York</b> Regie: Martin Witz	★★★★★
4	<b>Dumbo</b> Regie: Tim Burton	★★★★★
5	<b>Us</b> Regie: Jordan Peele	★★★★★
6	<b>Vice</b> Regie: Adam McKay	★★★★★
7	<b>Green Book</b> Regie: Peter Farrelly	★★★★★
8	<b>On the Basis of Sex</b> Regie: Mimi Leder	★★★★★
9	<b>Monsieur Claude 2</b> Regie: Philippe de Chauveron	★★★★☆
10	<b>Destroyer</b> Regie: Karyn Kusama	★★★★☆

## Jazz

# A couple made in heaven

Von Peter Rüedi

Vom Trio-Album, das Joe Lovano unlängst auf ECM veröffentlichte («Trio Tapestry», *Weltwoche* Nr. 5/19), sagte der Tenorsaxofonist selbst, es enthalte «some of the most intimate and personal music I've recorded so far». Tatsächlich bewegt er sich mit seinen Partnern, dem Drummer Carmen Castaldi und Marilyn Crispell, der poetischsten Pianistin des freien Jazz, in einem Innenraum des fragilen Interplay-Einverständnisses, einem feingewirkte sensiblen Austausch von grosser Delikatesse.

Lovano ist wie die von ihm verehrten Tenoristen Joe Henderson und Wayne Shorter ein Klangmaler, der mit seinem biegsamen Ton die feineren Tinten bevorzugt. Aber in seiner Brust wohnt auch eine wildere, übermütigere, verspielere Seele. Im Quintett mit dem kongenialen Trompeter Dave Douglas, das die beiden (*a couple made in heaven*) «Sound Prints» nennen, bricht die sich Bahn. Die Stücke, in die sich die beiden Co-Leader neben zwei Reverenzen vor Wayne Shorter (dessen Klassiker «Fee-Fi-Fo-Fum» und «Juju») teilen, vier der eine, fünf der andere, sind zwar alles andere als banal, zum Teil sogar ziemlich tricky. (Shorter ist so etwas wie der Schutzheilige dieser Art von Musik.) Aber sie funktionieren nicht nur grossartig als Blaupausen für die Flügel der beiden eminenten Improvisatoren (die nicht einfach die Harmonien ihrer Themen runternudeln, sondern sich über deren Strukturen unterhalten, auf hohem Niveau). Ebenso blendend funktionieren sie als Startrampen, auf denen die ausgelassenen, anspruchsvollen, aber ungrüblerischen Soli lanciert werden, in Stücken von unverschämtem Swing und in melodiös balladesken, loserer Piecen.

Die Besetzung von Sound Prints ist traditionell: ein Tenorsaxofon, eine Trompete und ein Pianotrio (Lawrence Fields am Klavier – ein Name, den wir uns merken müssen! –, Linda May Han Oh am Bass und der wie immer sehr inspirierte Joey Baron an den Drums). Man könnte auch sagen, diese Musik sei überhaupt so etwas wie die Verlängerung des Bop in den Jazz unserer Tage. Allerdings ohne eine Spur von Denkmalschutz. Geistreich und mitreisend, anspruchsvoll und witzig.



**Joe Lovano & Dave Douglas**  
**Sound Prints: Scandal.**  
Greenleaf Music 1063



Thiel

## Verantwortung

Von *Andreas Thiel*

**Simonetta Sommaruga:** Die Konzernverantwortungsinitiative wird die Manager endlich lehren, Verantwortung zu tragen. Alle Entscheide, die in der Wirtschaft gefällt werden, haben Folgen. Und für diese Folgen müssen die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen werden.

**Hinz Kunz:** Aber manche Folgen sind doch schlicht nicht absehbar.

**Simonetta Sommaruga:** Papperlapapp. Wer an der Macht ist, hat Verantwortung.

**Hinz Kunz:** Aber der Mensch muss sich doch auch irren dürfen.

**Simonetta Sommaruga:** Nein, denn wenn sich ein Mensch irrt, richtet er Schaden an. Der Mensch muss lernen, Irrtümer auszu-schliessen.

**Hinz Kunz:** Gut, dann lanciere ich jetzt eine Verantwortungsinitiative.

**Simonetta Sommaruga:** Sie meinen eine Verwaltungsratsverantwortungsinitiative?

**Hinz Kunz:** Nein, ich meine eine Verantwortungsinitiative. Der Bundesrat muss haftbar gemacht werden für die Kosten der Abstimmung über die Heiratsstrafe, die vom Bundesgericht aufgehoben wurde. Für die Wiederholung der Abstimmung sollen die verantwortlichen Bundesräte mit ihrem Privatvermögen haften.

**Simonetta Sommaruga:** Unter solchen Voraussetzungen will doch keiner mehr Bundesrat werden.

**Hinz Kunz:** Das ist gut. Ich verspreche mir einen grossen Lerneffekt bei allen Politikern. Denn wenn Politiker zur Rechenschaft gezogen werden für die Abweichung der Realität von ihren Prognosen und Versprechen und mit ihrem Privatvermögen für den Schaden haften, dann wird der ganze Politzirkus vielleicht etwas kleinlauter. So wird das Feld bereitet für jene grauen Mäuse, die zwar nicht die Masse begeistern, aber bei denen wenigstens die Infrastruktur instand gehalten wird und die Buchhaltung stimmt.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Exodus der Adelsdamen

Bekannte Zürcher bei den Salzburger Osterfestspielen; Xavi Speckert feiert; Wiedergeburt der Operette.

Von *Hildegard Schwaninger*

Zwei hochadelige Damen, die fast ihr ganzes Leben in Zürich verbracht haben, sind am 1. April nach Salzburg übersiedelt: **Ludmila von Kyburg-Habsburg**, die Erzherzogin, die so manche Vernissage mit ihrer Anwesenheit veredelte, und **Christa Henckel von Donnersmarck**, die Gräfin, die tapfer für die Armen in Burma sammelte (und dies, wie sie bei einer kurzen Begegnung in Salzburg erzählte, weiter tut). Die Aristokratinnen leben heute in Anif, nicht weit von der Dirigentenwitwe **Eliette von Karajan**. Man sah beide, elegant in langen Kleidern, bei den Salzburger Osterfestspielen. Dort waren auch einige bekannte Gesichter aus Zürich: **Hans Imholz** und seine Frau **Doris**, die mit ihrer Stiftung die schönen Künste fördern. Am Abend vor ihrer Salzburgenreise besuchten die Musikliebhaber Imholz in der Maag-Halle in Zürich das Konzert des neuen Chefdirigenten **Paavo Järvi** (Messiaen, Beethoven) mit dem russischen Ausnahmepianisten **Arcadi Volodos**. Auch bei den Salzburger Osterfestspielen: **Hans von Meiss** und **Susanne von Meiss**, **Alexander Pereiras** Tochter **Stephanie** mit ihrem Mann **Alexander Meraviglia-Crivelli**, Generalsekretär des Gustav-Mahler-Jugendorchesters (die beiden haben vier Söhne), **Till Habermfeld**, Ex-Mann der Operndiva **Gwyneth Jones**, sowie Jurist **Christian Rohrbach**, Ehrenzunftmeister der Zunft Hard, und **Brigitte Bieri**, beide in original Salzburger Tracht gekleidet. Sie sahen aus, als gingen sie ans Sechseläuten.

**Xavi Speckert** ist in Zürich eine bekannte Grösse: Waag-Zünfter, festfreudig und erfolgreich als Take-out-Unternehmer. Speckert ist ein guter Koch; er schuf sich – nach dem Verkauf der Familienfirma Speckert+Klein (Stempel) – mit diesem Talent eine neue Existenz. Bei «Xavis Dinner Take Away» auf dem Dorfplatz in Zollikon holen Goldküstenhausfrauen ihr Ossobuco, und oft sitzen verlorene Goldküstenseelen hier bei einem Glas Wein und finden bei Xavi Trost. Speckert gehört zu Zürichs besserer Gesellschaft, und dass seine Schwester **Anne-Marie Wille** in den Wille-Clan (Nachkommen des Generals) eingehiratet hat, zementiert diesen Status.

Am 16. August lädt Xavi Speckert zum doppelten Fest. Er feiert seinen 70. Geburtstag und den 30. Hochzeitstag mit der Journalistin **Zuza Speckert** (NZZ am Sonntag). Gefei-ert wird in der Toscana, in dem Haus seiner Schwester Anne-Marie Wille. Drei Tage Fest, der Wille-Clan in corpore wird erwartet.

Operetten erleben ein Revival. Leichte Melodien, Liebesgetändel, verführerische Tänzerinnen, Fröhlichkeit: Was lange verpönt war als an der Grenze zum Kitsch, ist mittlerweile en vogue. Selbst das Zürcher Opernhaus muss erkennen, dass «Das Land des Lächelns» mehr zieht als «Le Grand Macabre», und bringt nächste Saison gleich zwei Renner aus der federleichten Muse: «Czárdásfürstin» und «Die



Fast verliebt

## Schwiegermütter

Von *Claudia Schumacher*

Kommt vor, dass sie ermordet werden: Schwiegermütter. Wenn Menschen die Mutter ihres Partners umbringen, geschieht dies offenbar vorzugsweise durch Erstick-cken. Können Sie googeln. Menschen drü-

cken ihrer Schwiegermutter ein Kissen oder eine Plastiktüte ins Gesicht. Warum?

Um das vorsichtig zu deuten: Dieser Tötungsform haftet etwas Spontanes an. Wie es aussieht, spielt der Aspekt des Zum-Schweigen-Bringens eine Rolle – wer erstickt wird, kann ja für den Moment nicht reden (und lässt es dann ganz). Ohne sagen zu wollen, dass irgendwer so ein Schicksal verdient hätte: Könnte es sein, dass Schwiegermütter die Partner ihrer Kinder teils zur Weissglut bringen? Dass manche von ihnen eine fatale Neigung zur Einmischung haben?

Redet man über das Verhältnis von Männern zu ihren Schwiegermüttern, fällt einem als Erstes die Redewendung «Traum aller Schwiegermütter» ein. Denkt man an das Verhältnis von Frauen zu ihren Schwiegermüttern, hat man eher ein Seufzen und den Satzanfang «Meine Schwiegermutter...» im Ohr, gefolgt von einer genervten Litanei. Das Verhältnis von Schwiegermüttern zu





In Salzburg: Hans und Doris Imholz.



Talent am Herd: Unternehmer Speckert.



Am Bernhard-Theater: Produzentin Fuchs.

Fledermaus» (im Bernhard-Theater). Chefdirigent **Fabio Luisi** outet sich als Operettenliebhaber und bereitet eine «Operettengala» vor – hochgradig besetzt mit **Camilla Nylund** und **Piotr Beczala**.

Der Bernhard-Theater (Leitung: **Johanna Scheuring**) hat mit Revuen, Operetten und Musicals Erfolg. «Die kleine Niederdorfer» und «Cabaret» sind Dauerbrenner.

Jetzt will auch **Barbara Fuchs** auf diesen Zug aufspringen. Eigentlich ist sie Opernsängerin (Koloratur), mit der Firma Mutz (Musik und Theater, Zürich) hat sie ein Family Business gegründet, jetzt produziert sie das Musical «Grüezi – Der Wilde Mann», das zurzeit im Bernhard-Theater läuft. Sie hat ein Werk ausgegraben, das 1933 am Zürcher Stadttheater (so hiess das Opernhaus damals) aufgeführt wurde. Es stammt von **Robert Stolz** und **Robert Gilbert**, den Operettenkönigen ihrer Zeit. Sie schufen Melodien, die aberwitzige Titel hatten («Die ganze Welt ist himmelblau»), aber doch (oder gerade deshalb) ans Herz gingen. Fuchs setzt in diese Entdeckung grosse Hoffnung: «Tiefgründig, und es sind so viele Themen von damals, die heute wieder aktuell sind.» Die Hauptrolle spielt **Manuel Löwensberg**, Sohn von alt Bundesrat **Moritz Leuenberger** und der Architektin **Gret Loewensberg**: Er stellt einen Regisseur aus Berlin dar, der in der Schweiz einen Film dreht – und der Hotelsekretärin, in die alle Männer verliebt sind, den Kopf verdreht. Damit wäre die Geschichte erzählt. Operetten sind eben leicht. Regie führt **Ulla Schlegelberger**, die Tochter der Produzentin, die auch auf der Bühne steht: als blonder Filmstar **Vörös Ilonka**, der im «Wilden Mann» absteigt – und wie es in der Operette sein muss, auch wieder alles und jeden verdreht.

**Im Internet**

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

den Frauen ihrer Söhne scheint tendenziell seltener in Wohlgefallen aufzugehen. Das könnte daran liegen, dass Mütter in ihren Töchtern oft sich selbst erkennen. Bringen diese einen Mann nach Hause, dann freuen sie sich, fühlen sich an ihre Jugend erinnert – und begegnen dem jungen Mann mit Sympathie, mitunter gar mit leichter Schwärmerei. Bringt der geliebte Sohnemann aber eine junge Frau mit nach Hause, scheinen sich viele Mütter instinktiv bedroht zu fühlen.

In einer meiner allerersten Beziehungen stellte die Mutter meines Freundes zu ihm so viel Nähe her, dass es oft unangenehm war. Einmal ging sie so weit, dass sie ihm sein Bettlaken zeigte, auf dem ein Fleck war – und sie bat ihn, mir auszurichten, wir sollten beim Sex besser aufpassen. Nun muss man dazu sagen: Die Frau war eigentlich toll – rückblickend und mit Distanz betrachtet. Aber selbst Frauen, von denen man es nie denken würde, sind in der Lage, in

ihrer Rolle als Schwiegermutter ein durchgeknalltes Verhalten an den Tag zu legen.

Seit diesem Vorfall frage ich mich manchmal, warum der Begriff «ödipales Verhalten» auf das fokussiert, was ein Sohn seiner Mutter entgegenbringt. Der diffuse Gefühls matsch, den Mütter oft ihren Söhnen gegenüber, scheint mindestens so problematisch zu sein. Die US-Komikerin Amy Schumer scherzte einmal, dass sie stets den Eindruck gehabt habe, die Mütter ihrer Partner seien beleidigt wegen ihr gewesen, weil sie mit ihren Söhnen schlafe – und sie das insgeheim gerne selber täten.

Natürlich muss es nicht so sein. Die Mutter meines heutigen Partners zum Beispiel ist cool und herzlich. An dieser Stelle ein Dankeschön an alle Mütter, die verstanden haben, dass Abnabelung auch ein bisschen in ihrer Verantwortung liegt!



## Unten durch Strümpfe

Von **Linus Reichlin**

Die Klimaerwärmung lässt mich völlig kalt. Ich lese in der Zeitung, dass es immer wärmer wird, und denke: «Hab ich die Katze diese Woche eigentlich schon gefüttert, oder liegt sie so lethargisch rum, weil sie verhungert ist?» Ich sehe im Fernsehen einen Bericht über den steigenden Meeresspiegel und denke: «Wenn sie tot ist, lasse ich sie ausstopfen, dann ist sie im Unterhalt billiger als eine neue Katze.» Kürzlich hat vor meinem Haus eine Schulklasse gegen die Klimaveränderung protestiert, aber ich nahm das nicht persönlich, ich wohne gegenüber einer Schule. Ich sagte zu den Schülern: «Warum geht ihr zum Demonstrieren nicht in die Innenstadt, dort gibt's mehr Polizisten.» Sie sagten, die Polizei stehe auf ihrer Seite, und ich dachte: «Was führen diese Schüler nur für ein langweiliges Leben.» Im Büro erzählte Frau Bürgler, sie habe heute Morgen ihre Nichte zu einer Demonstration gegen die Klimaerhitzung gefahren, und ich dachte: «Heute trägt sie Strümpfe, dieses kleine Bürgler-Luder, weil sie weiss, dass Lukanovic Strumpfhosen verachtet.» Lukanovic ist unser Vertriebschef, und er gehört zu den Männern, die in der Kantine jedem den Unterschied zwischen Strümpfen und Strumpfhosen erklären, als ob wir das nicht alle schon in *Men's Health* gelesen hätten. Ich hab sogar mal an einer *Men's Health*-online-Umfrage teilgenommen: «Was turmt Sie mehr an – Strümpfe oder Strumpfhosen?» Ich klickte «Strumpfhosen» an und gehörte damit laut Umfrageresultat zu einer Minderheit von 14 Prozent. Im Gegensatz zur Klimakatastrophe war mir das nicht egal. Ich regte mich total über die 76 Prozent Männer auf, die auf diesen ganzen Dessous-Scheiss reinfallen, wie Erpel, die auf eine Weibchen-Attrappe springen, die die Jäger durchs Wasser ziehen. Mathematisch gesehen waren es sogar 86 Prozent.

Und woran erkannte ich überhaupt, dass die Bürgler Strümpfe trug? Weil sie ein bisschen schief auf dem Bürostuhl sass, damit ihr Rock hochrutschte und man den maschinell bestickten Spitzenbund sah. Ich war nah dran, zu ihr zu sagen: «Wenn's mit Herrn Lukanovic klappt, können Sie sich mit seinem fetten Monatslohn

>>> Fortsetzung auf Seite 64

bald handbestickte Spitzenbünde leisten.» Zum Glück hab ich's nicht gesagt, denn später googelte ich es und erfuhr, dass es gar keine handbestickten Spitzenbünde mehr gibt. Diese Handwerkskunst ist untergegangen, so wie die Südseeinseln untergehen werden, wenn der Meeresspiegel steigt: Es ist das Gesetz von Angebot und Nachfrage. Wenn der Meeresspiegel steigt, will keiner mehr auf einer permanent hochwassergefährdeten Südseeinsel leben, folglich geht sie unter. Dafür entstehen dann anderswo auf der Welt neue Inseln, die vorher Kontinente waren, wie Südamerika oder Australien. Je höher der Meeresspiegel steigt, desto inselhafter werden diese Kontinente, und dann wollen plötzlich die Milliardäre dort ihre Villen bauen, das schwemmt Steuergelder in die Kassen der Inselverwaltung. Wer kann denn dagegen was haben? Und selbst wenn man was dagegen hat: Den Lauf der Welt kann man nicht aufhalten.

Die Bürgler und Lukanovic werden ein Baby haben, das hoffentlich so aussieht wie die Klobrille unserer Bürotoilette, auf der es gezeugt wurde – dann ist es wenigstens hübscher, als wenn es ihm ähnlich sieht. Sie werden ein Paar werden, das man gern zu Grillpartys einlädt, und ich werde es nicht verhindern können! Und meine Katze ist so fett, dass ich nicht weiss, ob sie tot ist oder nur zu faul, um die Zunge ins Milchsälchen fallenzulassen. So vieles liegt ausserhalb meiner Macht, und von so vielem habe ich nicht die geringste Ahnung! Verglichen damit ist es für mich Peanuts, dass die Welttemperatur um drei Grad steigt. Für mich ändert sich auch nichts, wenn sie um drei Grad sinkt, denn die Bürgler wird sich mir nie hingeben, egal ob sie friert oder schwitzt.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Gipfelwein Petite Arvine

Von Peter Rüedi

Zu den Qualitäten oder Marotten des Kolonnenisten gehört ein eingeborener Widerstandsgeist. Also eine Skepsis gegen alle Arten von Moden. Die gibt es beim Wein wie überall sonst, ungeachtet der Tatsache, dass seine Herstellung ein langsames Metier ist und vom Winzer eine manchmal generationenübergreifende Geduld verlangt. So ist, was die Weine aus unserem gesegneten Wallis angeht, meine Vorliebe für den vermeintlich hundskommunen Fendant unter Freunden oft genug Anlass zu ausgelassenen Scherzen. Sie trinken Petite Arvine, die neue alte autochthone Kostbarkeit, die eine ziemlich exklusive Walliser Spezialität ist (gerade im Aostatal ist sie sonst noch heimisch), spätreifend auf sonnige und windgeschützte Terroirs namentlich des rechten Rhoneufers angewiesen und mit insgesamt 200 Hektaren Anbaufläche ein önologisches Minderheitenprogramm. Das macht sie begehrt und beliebt, unter Kennern, aber auch unter Snobs. Wer wagt es, in einer Zürcher Bar zur Happy Hour einen Fendant zu bestellen?

Mir indes sind schon etliche Petite Arvines untergekommen, die entweder zu viel Säure hatten, weil sie auf falschen Terrains anstelle ausgerissener Fendant-Stöcke gepflanzt oder einfach zu früh geerntet wurden; und solche, die widerstanden mir, weil sie zu viel Restsüsse hatten. Nun aber steht mir einer strahlend gelb im Glas als eine Offenbarung, die meinen ganzen geballten Kontra-Snobismus wegfeigt: der Petite Arvine, den Patrick Z'Brun unter dem Titel «Altimus» anbietet.

Z'Brun, ein Quereinsteiger in der Weinszene von Salgesch, ist ein Liebhaber hoher Lagen und schwieriger Quergänge. Mit achtzehn wurde er der jüngste diplomierte Bergführer des Wallis, studierte anschliessend Betriebswirtschaft, führte einen Betrieb für Autozubehör und einen für Medizinaltechnik, bestieg während eines Sabbaticals den Mount Everest und übernahm anschliessend den alteingesessenen, aber etwas verstaubten Betrieb Vins des Chevaliers. Dem setzte er mit seinem grossartigen Önologen Christian Gfeller – ohne die bei einem konservativen Deutschschweizer Publikum nach wie vor erfolgreichen alten Marken preiszugeben – eine Premiumlinie auf, Lux Vina. Der «Altimus» ist neben sechs anderen Etiketten Teil davon. Er ist ein grandioser Weisswein, mit floralem Charme, aromatischer Komplexität (Zitrusfrüchte, Aprikosen, exotische Früchte, Rhabarber), sehr subtilem Holz und mineralischen Noten, einer wunderbaren Salzigkeit, die uns nach jedem Schluck die Lippen lecken lässt. Ein Wein mit Fülle und Biss, zu vergleichen vielleicht mit einem sehr guten Fiano di Avellino. Jedenfalls ein Gipfelerfolg, der mit der Besteigung des Everest leicht zu vergleichen ist.

Domaines Chevaliers Salgesch Lux Vina Petite Arvine «Altimus» 2017. 13,2%. Fr. 34.–. [www.chevaliers.ch](http://www.chevaliers.ch)



## Salz & Pfeffer

# Weintempel mit Koch

Von Andreas Honegger

Der Start des Restaurants «Musigny» im Zürcher Seefeld wirkt überzeugend, da er solide getragen wird von einem Sammler hervorragender Weine

und einem Koch, der sich seine Sporen bereits in St. Moritz abverdient hat. «Musigny» tönt wie Musik in den Ohren von Weinliebhabern: ein burgundischer Grand Cru aus den Weinbergen der Gemeinde Chambolle-Musigny in der Côte-d'Or, den Produkten aus den benachbarten Hängen von Chambertin, Clos de Vougeot und La Romanée ebenbürtig. Der Besitzer des Lokals, Nazim Asadullaev, hat eine Sammlung mit rund 5000 Flaschen von über 1200 Produzenten aufgebaut, die vom *Wine Spectator* mit einem «Best of Award of Excellence» ausgezeichnet wurde. Die Weinsammlung in grossen, klimatisierten Vitrinen ist denn auch das dominierende Gestaltungselement. Der Chef in der Küche, Vilson Krasnic, ist ein sympathischer junger Mann und ein renommierter Koch, der gewissermassen schon mit 14 Gault-Millau-Punkten im Seefeld gestartet ist. Zuvor hat er im «Dal Mulin» in St. Moritz gekocht.

Wir haben hier schon hervorragendes Kalbstatar mit Radiesli und Petersilie, aber auch eine Königskrabbe, die – auch ästhetisch ansprechend – mit Avocadotranchen umwickelt war, gegessen sowie Ravioli mit Kalbshaxenfüllung, gebratene Perlhuhnbrust auf Selleriepüree mit einer Foie-gras-Sauce, zarte Kalbsbacken und vorzüglichen bretonischen Steinbutt. Das Essen steht auf der stabilen Basis der französischen Küche mit vielen kreativen Elementen. Als innovativ kann auch gelten, dass man auf Anfrage Gerichte zum Teilen erhält und dass ein Tasting-Menü zur Verfügung steht (fünf Gänge Fr. 150.–, vier Gänge Fr. 126.–). Ab sechs Personen wird ein einheitliches Menü serviert, das man im Voraus absprechen kann.

Restaurant Musigny, Seefeldstrasse 214, Zürich.  
Tel. 043 488 66 25. Samstagmittags, sonntags und montags geschlossen





## Motorrad

# Amerikanischer Traum

Wer eine Indian Chieftain fährt, sollte gleich auch eine Motorrad-Gang gründen. Der grosse Töff ist perfekt für die grosse Tour. *Von David Schnapp*

Wäre ich im Besitz einer Indian Chieftain, wäre das vermutlich Anlass genug, um einen Motorrad-Verein zu gründen. Einen Klub von Männern – Frauen wären natürlich auch herzlich eingeladen –, die auf schweren Maschinen durch die unendlichen Weiten Amerikas rollen. 2011 gab die legendäre Motorradmarke Indian ein fulminantes Comeback, seither rollt das Flaggschiff-Modell Chieftain in verschiedenen Ausführungen durch die Welt.

Während mein grosser roter Töff mit seinem Thunder-Stroke-111-Motor von 1800 Kubikzentimeter Volumen düster gurgelnd und blubbernd dahinrollt, stelle ich mir vor, nicht auf einer Luzerner Landstrasse, sondern auf dem Highway Nummer eins, der Route 66 oder sonst einer legendären Strasse unterwegs zu sein, weil mir das in diesem Moment sehr erstrebenswert erscheint. Wäre ich Mitglied einer Motorrad-Gang, würde alles, was ich zum Leben brauche, in den beiden Koffern am Hinterrad Platz finden; sie sind sogar zentral verschliessbar.

Das Bagger-Bike Chieftain ist ein Gran Turismo auf zwei Rädern, ein bequemes Reisegefährt mit drei Fahrstufen (Standard, Tour, Sport) und einem zentralen, berührungsempfindlichen Bildschirm, der sich auch mit Handschuhen bedienen lässt. Navigation, Soundsystem (100 Watt), Motorrad- oder eine USB-Verbindung zum Handy – die Technik ist auf dem neuesten Stand. Auch Zylinderabschaltung, ABS und ein Tempomat gehören zur Grundausstattung für das entspannte und sichere Reisen.

Die Technik mag neu sein, die Marke Indian aber ist geschichtsträchtig: 1901 gegründet, war die Indian Motorcycle Company beziehungsweise die Vorläuferfirma Hendee Manufacturing Company der erste Hersteller von Serienmotorrädern überhaupt in den USA und teilweise der weltweit grösste Motorradproduzent. Erste Fahrzeuge hatten einen Einzylindermotor, aber schon 1907 kam ein erster Zweizylinder in V-Form auf den Markt, die heute noch typische Bauart von legendärem Zuschnitt.

Steve McQueen fuhr eine Indian Sport Scout, in beiden Weltkriegen kamen Indian-Sonderanfertigungen für die Army zum Einsatz – zu sagen, diese Motorradmarke sei nicht von historischer Bedeutung, wäre stark untertrieben. Und während ich auf meiner Chieftain Limited in Ruby Metallic dahingleite, scheint die ganze Grösse dieser Motorradmarke mitzurollen. An diesem Töff ist alles massiv, selbst die Motorabdeckung ist aus solidem Gusseisen. Kein Wunder, gewährt Indian fünf Jahre Garantie auf die Chieftain. Und die 375 Kilogramm schwere Maschine wird, einmal in Bewegung, zum souveränen Strassen-Gleiter.

Indian ging in den Fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts in Konkurs, nach verschiedenen Wiederbelebungsversuchen kaufte der Schneemobil- und Quadhersteller Polaris die Markenrechte und stellte 2013 neue Modelle vor, darunter eben die Chieftain mit Frontverschaltung und Hartschalenkoffern, die hervorragend zum Traum der meisten Töfffahrer passt, einmal quer durch das Land der unbeschränkten Motorradmöglichkeiten zu touren.

### Indian Chieftain Limited

Hubraum: 1811 ccm;

Drehmoment: 151 Nm bei 3000 U/min.;

Benzinverbrauch: 5,81/100 km;

Preis: ab Fr. 29 990.–, Testmotorrad: Fr. 32 890.–



Tamaras Welt

## Egotrip in der Trainerhose

Auch wenn wir über viele persönliche Freiheiten verfügen, heisst das noch lange nicht, dass wir sie immer und überall ausleben müssen. *Von Tamara Wernli*

Eine Realschule im deutschen Bundesland Nordrhein-Westfalen verbietet seit kurzem Trainerhosen im Unterricht. Dieser «Couch-Potato-Look» gehöre nicht in die Schule, meinte die Schulleiterin, da diese auf das Berufsleben vorbereite und Werte vermittele. Die Zeitung WAZ berichtete. Auch in der Schweiz wird über das textile Beinkleid im Klassenzimmer diskutiert; ein Basler Gymnasium hat 2017 ein Trainerhosen-Verbot vorgeschlagen – und grossen Protest von Schülern geerntet.

Da möchte man grundsätzlich erst einmal sagen: Kleidervorschriften sind Quark. Das äussere Erscheinungsbild gehört zur persönlichen Freiheit. Trainerhosen sind ein kulturelles Allgemeingut, und wenn sie im Trend sind, sollte man sich nicht querstellen, zumal Schulen ja auch Umschlagplatz für gesellschaftliche Entwicklungen sind. Als Fürsprecherin von Trainerhosen – ich besitze deren vierzehn Stück, von stylish bis trashig, von Camouflage bis Glitzerlook – hier meine Wahrheit: Es gibt kein Kleidungsstück, in dem man sich zu Hause, auf dem Hundespaziergang oder beim Einkaufen im Coop wohler fühlt. Zum Argument, dass Trainerhosen in der Schule eine Null-Bock-Einstellung fördern: Auch Jeans oder Hosenanzüge halten uns von dieser Attitüde nicht ab. In Trainerhosen lernt man nicht besser oder schlechter; für gute Leistung braucht es keine kultivierte Kleidung.

Die Welt wäre schön, wenn alles so einfach wäre. Leider muss ich enttäuschen, denn die Sache ist die: Kleidung ist nicht nur Funktionalität, sie ist fast immer auch ein Statement. Wie der Farbwechsel beim Chamäleon, der zur Verständigung unter Artgenossen dient, ist auch Kleidung ein Stück weit Kommunikation. Kleidung passiert nicht einfach so.

Das Statement von Trainerhosen? Na ja, es ist halt dieses: Ich mach, worauf ich gerade Bock habe. Trainerhosen stehen für Behaglichkeit, Sofa, Freizeit, Sport, Fläzen, Chillen. Und auch wenn sie manchmal modisch aussehen, Taylor Swift in dem Teil (in Luxusversion) Interviews gibt und Stars ihre eigenen Trainingsanzug-Kollektionen haben, es ändert daran nichts. Jogginghosen sind Ausdruck eines zwanglosen, legeren Lebensgefühls, das das eigene Ego ins Zentrum rückt.

Theoretisch spricht zwar nichts dagegen, der Welt seine momentane Haltung mitzuteilen oder zu demonstrieren, dass man auf Konformität pfeift. Gerade als Teenager kommt einem das grandios vor – in meiner Jugend drückten wir das mit Tattoos aus, heute läuft man eben als Eminem-Verschnitt herum. Da aber die Schule ein Ort der Bildung, Ordnung und Disziplin ist, halte ich es nicht für die schlechteste Idee, wenn man im Klassenzimmer nicht wie ein Penner daherkommt (auch Badelatschen etc. fallen in die Schlalberkategorie). Ordentlich gekleidet zu erscheinen, ist auch eine Form von Wertschätzung und Respekt dem Lehrpersonal und den Mitschülern gegenüber. Die eigene Behaglichkeit zurückstellen und Rücksicht nehmen auf andere Befindlichkeiten taugt als Vorbereitung auf die Berufsrealität besser als das beharrliche Ausleben seiner persönlichen Freiheiten.

Es gibt genügend Zeitgenossen, die tun, worauf sie gerade Lust haben, obwohl sie damit das Befinden ihrer Mitmenschen beeinträchtigen oder diese mit ihrem Verhalten gar einschränken, und viele Jugendliche schliesst das leider mit ein: nach ausgiebigem Feiern samstagsabends im Park ungeniert den Müll liegen lassen (gehen Sie mal an einem

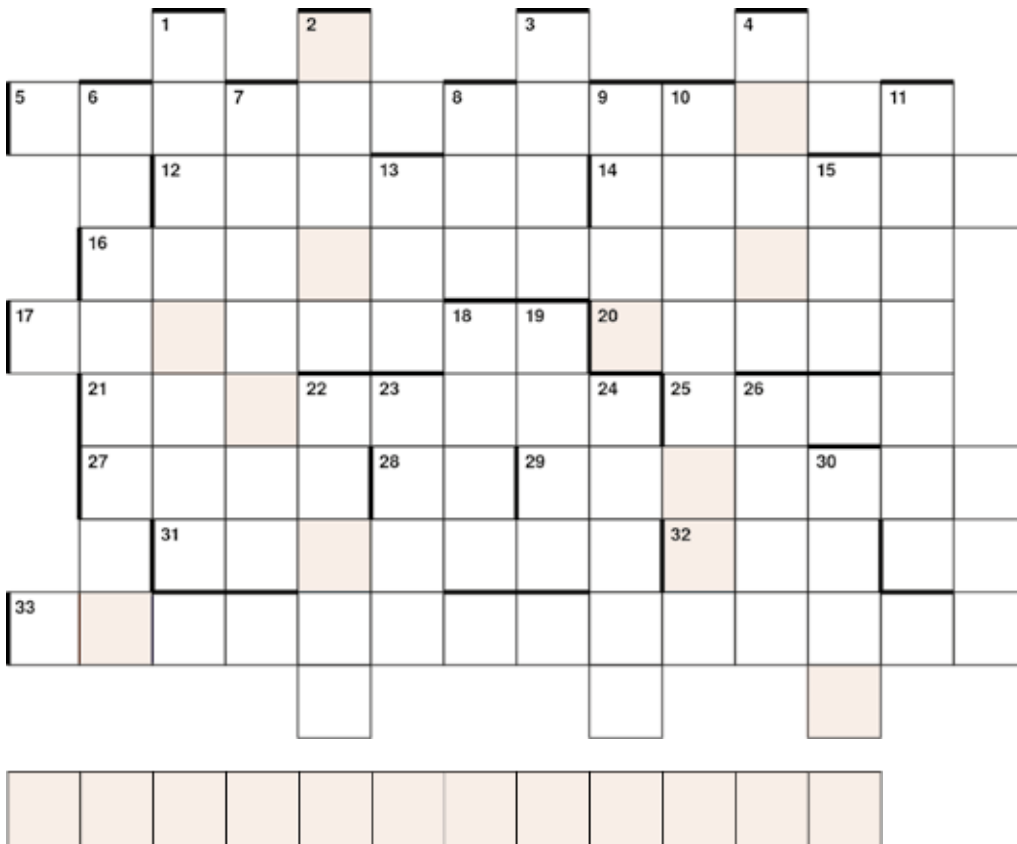
Sonntag in gewisse Parks, da bekommen Sie Brechreiz). Im ÖV die Duftnote eines Döners verbreiten. Das komplette Tramabteil mit seinem Telefonat unterhalten. Auf der Strasse Leute mit Musik aus Bluetooth-Boxen zu dröhnen. Bei alledem denken sie keine Sekunde lang darüber nach, wie es bei anderen ankommt. Manchmal hat man überhaupt das Gefühl, Gedanken wie «Störe ich mit meinem Verhalten andere?» kommen vielen Leuten gar nicht mehr in den Sinn. Nennen Sie es von mir aus die antiquierte Einstellung einer Ü-40-Jährigen, aber diese kollektive Selbstbesessenheit nervt.

Rücksicht nehmen scheint heute uncool. Und für dieses Ich-Theater steht die Trainerhose im Schulzimmer: Mimimi. Die Yolo-Mentalität (you only live once) als Synonym für eine Teenagerkultur, die sich selbst ins Zentrum des Universums whatsapp, klickt und likt, mit freundlicher Unterstützung der Erziehungsberechtigten, die das entweder als Teil der ach so wertvollen persönlichen Entfaltung sehen oder aber wegschauen.

Junge Menschen wegen ihrer Einstellung zu verteufeln, wäre aber verkehrt, denn Eltern sind die prägende Generation, Kinder kopieren ja oft nur deren Verhalten. Darum halte ich auch ein Verbot von Trainerhosen an Schulen für falsch. Stattdessen wäre es sinnvoller, wenn Lehrer mit Schülern darüber debattierten. Eltern würde ich empfehlen, dem Nachwuchs einmal die Frage zu stellen, was er oder sie mit der abgeranzten alten Trainerhose denn ausdrücken möchte. Auch würde ich raten, die Jugendlichen auf ihre Rolle in der Gesellschaft aufmerksam zu machen und darauf, dass nicht immer alles nur um sie selbst rotiert, ergo, dass man mit seiner Kleidung Mitmenschen zu sehr ablenken oder irritieren könnte. Es ist wohl grundsätzlich nicht das Dümme, wenn Eltern ihren Kids statt des «Benimm dich so, wie du Bock hast»-Mantras ein «Benimm dich nicht wie ein egoistisches, egozentrisches kleines Arschloch» mit auf den Weg geben.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.



**Lösungswort** — Küchengehilfe

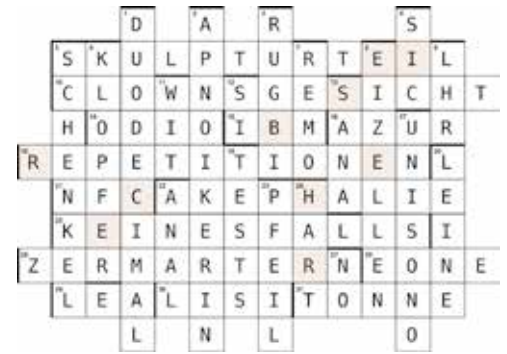
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 5 Das Mittel-Modellmass: Lässt sich durchs Korsettieren reduzieren.

**12** Hauptbestandteil vom Meissner-Service, weitgehend mit buddhistischem Kampfmönchsorden kongruent. **14** Filter feeder, selten auch mit kristallinem Fremdkörpereinschluss. **16** Beim Loskauf beworbener Supergewinn: harte Züpfle mit Brombeergelee. **17** Inhaltlich ausgestaltetes Ball-über-die-Schnur, wenn am Strand von Ibiza gespielt. **20** Hei's volksliedlech lustig und guet mit Chäs und Anke im Bluet. **21** Überregional und hinterinter mondial. **25** Verdoppelt hurtig in Hawaii und danach benamste, webbasierte Arbeitshilfe für z. B. Rätsler. **27** Für 'nen Sack knapp zu wenig Material, doch zur Herstellung eines sacco reicht's allemal. **28** Der weniger abwechslungsreiche Teil der australischen Altrock; folgt amerikanischer Hauptstadt. **29** Alternative zur Freisprechanlage fürs Telefonieren im Auto, auch zu finden im Teashed. **31** Als homo immerhin namentlich vernünftiger Primat, der modern, wenn doppelt so. **32** Bestandteileweise invertierte Heblinkle; sprichwörtlich in Ordnung, wenn darin. **33** Hat Temporärbeschäftigter beim Partyservice oder eben gerade nicht.

**Senkrecht** — 1 Sein Nick ist Nick, ist jährlich mit Rute en route. 2 Papageimensch mit Holzfällerhose, benötigt Aurelius zum Bocciaspielen. 3 Trabantenverantwortliche oder Rummel am Park. 4 Tun's Busse – auch in Wimbledon unter Fusse – gibt's 'ne Busse. 6 Was Hass für Liebe (Mz.), Ötzis toller Tiroler klingt dabei an. 7 Schmückt Christbaum sowie Generalsbrust, entzweit Anordnung an Fragiles ergreifende bambina. 8 Fingerspiel verspricht dort Krokodil, Mister versteht nichts. 9 Gedrungener Vierbeiner wird gerollt zum Berliner Katerfrühstück. 10 Impedes Feuerausbreitung und ungewollte Rechnerannäherungsversuche. 11 Blabla mit Cholesterinbomben. 13 Damit, reflexiv bekanntlich übelriechend, kann man sich erkenntlich zeigen. 15 Baked-beans-Behälter und als foil hat für Paranoide unentbehrlich. 18 Eröffnet – thrice tripartite – fairy tales. 19 Von bayrischen Skifahrern gefürchtet (Ez.), guillotiniert ein Vorfahre. 22 Sakuraland aka Nihon. 23 Erkundet mit achtbeinigem Ross die Welt, wenn er nicht gerade am Yggdrasil hängt. 24 Kann man Magazine sowie Mandarine(n). 26 Er, weder heilig noch magisch, ist u.a. für seinen Rebel Yell bekannt. 30 Nach Art des Esels; sorgen von Süden im Norden für ebensolchen Halt beim Fahren.

I=J=Y © Andri Martinelli – RätselFactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 613****Waagrecht** — 5 SKULPTURTEIL

**10** CLOWNSGESICHT: Coulrophobie ist die krankhafte Angst vor Clowns. **14** O(d)DIO: odio = span. Hass, oddio = ital. O Gott! **15** IBM **16** AZUR **18** REPETITIONEN **21** NFC: Near Field Communication **22** AKEPHALIE: von altgriech. ἀκέφαλος = ohne Kopf **25** KEINESFALLS: Kommt nicht in die Tüte! **26** ZERMARTERN **28** EONE: ital. Äon **29** LEA: lat. Löwin, Anagramm von Ale **30** (Vogel-)LISI **31** TONNE: 10000 mal 100g (Masse einer Tafel Schokolade) ergibt eine Tonne.

**Senkrecht** — 1 DUODECIMAL: engl. Zwölfersystem **2** APNOIKERIN **3** (RUG)BI **4** SIC: sīc erat scriptum = so stand es geschrieben **5** SCHENKEL + ... **6** ... KLOPFER = Sch(enkelklopfer) **7** REMO: von Remus und span. Paddel **8** (EI)(ZELLEN) **9** LH(R/c) **11** WIT(h): «gentleman of the four outs» fehlt's an manners, money, credit und wit. **12** SI **13** SANA(bel): Mens sana in corpore sano **17** UNISONO **19** T(EST)S **20** LEINE **22** ANAL: rückwärts lana = span. Wolle **23** P(FEIL) **24** HART **27** NO

**Lösungswort** — **EISBRECHER**

Hilfreiche Tipps zu diesen Rätseln finden Sie auf:

[www.raetselfactory.ch/weltwoche.html](http://www.raetselfactory.ch/weltwoche.html)

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien





PATEK PHILIPPE  
GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.



Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Ref. 5205G  
patek.com